e

rger


Gott segne
Bayern.

Der

junge Staatsbürger.

Ein zeitgemäßes nützliches Buch

für

Söhne des bayerischen Volkes

zur

Erkenntniß und Aneiferung der Pflichten gegen Gott, unsern angestammten Fürsten und das gesammte deutsche Vaterland.

Herausgegeben

von

Eduard von Ambach.

Mit einem Bilde.

Augsburg 1861.

Gedrukt auf Kosten des Verfassers.

Druck von Albr. Volkhart.

Vorwort.

„Es ist besser, daß unsere Häuser verbrennen, als daß unsere Sitten untergehen!"

(Westenrieder.)

Wie es ohne Kenntniß des Vaterlandes keine Vaterlandsliebe giebt, eben so wenig ist eine Standesliebe denkbar, wenn man nicht vollkommen von den Pflichten, dem Ernste und der Nützlichkeit jenes Standes durchdrungen ist, dem man angehört.

Ein praktischer Anleiter, welcher Jedem seine Rechte, gleichzeitig aber auch seine Verpflichtungen klar macht, dürfte daher nur zeitgemäß und willkommen sein.

Einen solchen praktischen Anleiter gebe ich nun in vorliegendem Büchlein

der reiferen Jugend Bayerns in die Hand, wobei ich derselben auch zeige, daß besonders in dem Lehr-, Wehr- und dem Nährstande jene Unterthanenkräfte sich vereinigen, wodurch der Staat zu einem unerschütterlichen Gebäude wird; ja, das gemeinschaftliche, opferwillige Zusammenwirken dieser drei Stände bildet wahrhaftig für den Thron wie für die Wohlfahrt der Unterthanen selbst, sowohl im Kriege wie im Frieden, jene Lebensfähigkeit, die nach jeder schweren Prüfung neu erstarkt und nach jeder erhaltenen Wunde stets fester gekräftigt wieder neu auflebt.

Unter Friede versteht man einen Zustand der Ruhe und des Rechtes zwischen Staaten, und jeder geschlossene Friede wird auf immer — als ewiger Friede — angenommen. Unter der Sonne kam jedoch noch nichts in allen seinen Theilen Vollkommenes zur Reife, und so oft auch gute edle Regenten und weise Staatsmänner die Samenkörner zu einem ewigen Frieden ausstreuten, mischte sich doch stets das Unkraut in die zum Wohle der

Menschheit angelegte Saat, und der kaum heraufkeimende Segen wurde so wieder zerstört. Verschiedene Ansichten über verschiedene Verhältnisse, wie z. B. über Religion und Staatsverfassung in Verbindung mit der Ehrsucht nimmersatter Eroberer ließen bis jetzt keinen ewigen Frieden zu Stande kommen, und wer in unseren Tagen auf der Landkarte jene Ländertheile sucht, welche während der letzten Jahre zu großartigen Leichenhöfen für jene Völker geworden, die sich mit bewunderungswürdigem Löwenmuthe bekämpft, während Festungen, Städte und Dörfer unter dem Donner der Geschütze in Schutt und Asche zusammenstürzten und die Folgen für die Zukunft gar nicht zu berechnen sind, der spricht gewiß mit schwerem Herzen: „Von einem ewigen Frieden sind wir auch jetzt noch gar weit entfernt."

Trotz dieser Anschauung, welche die Zeitverhältnisse jedem prüfenden Denker aufdringen, soll doch jedes Volk im Geiste des ewigen Friedens, d. h. so handeln, daß die Thaten desselben den

Forderungen der Vernunft und der Religion entsprechen, und daß alle Streitigkeiten auf vernunftgemäße, d. h. auf gesetzliche Weise entschieden werden können.

In diesem Sinne nun hat sich schon, seit die Häupter des Landes aus dem Hause der Scheyern hervorgegangen, in Bayern ein unwandelbares, auf den unerschütterlichen Fels unserer heiligen Religion gegründetes System gebildet; es läßt sich dasselbe in die wenigen Worte: „Gerecht und beharrlich" zusammenfassen. Ja gerecht waren Bayerns Fürsten stets in allen Verhältnissen zum In= und Auslande und beharrlich in der Beschirmung und Vertheidigung alles zu Recht Bestehenden.

Es ist das wahrhaftig das erhabenste Bewußtsein für die Unterthanen, und wenn, was die Vorsehung verhüten wolle, Bayern wieder einmal gezwungen werden sollte, das Schwert für die Gewähr seines stets durch die That bewährten Grundsatzes: „Gerecht und beharrlich," zu ziehen, so werden gewiß die biederen

deutschen Väter und Mütter von Ober- und Niederbayern, der Pfalzen, Schwabens, Frankens und am Rheine freudig ihre Söhne zu dem Banner schicken, das den bayerischen Löwen als Sinnbild der oft schon glänzend bewährten Kraft und Treue des Vaterlandes zeigt. Mit patriotischen Abschiedsworten werden sie diese ihre Lieblinge begeistern, denn dieselben gehen ja dann für Gott, für ihren guten König und für das Vaterland, gleichzeitig aber auch zum Schutze des elterlichen Hauses.

An die Söhne Bayerns nun, welche in den Schulen für ihren künftigen Beruf sich vorbereiten und später die Stützen ihrer Angehörigen, gleichzeitig aber auch die des Staates werden, richte ich in dem Nachfolgenden meine Worte und der Eingangs erwähnte Anleiter, den ich ihnen in die Hand gebe, dürfte bei gewissenhafter Darnachachtung gute praktische Grundsätze für's bürgerliche Leben und jene Charakterfestigkeit anpflanzen, welche besonders in den Tagen schwerer

Landesbedrängnisse einen frommen, auf Treue, Einigkeit und Opferwilligkeit gestützten Muth wachruft, wovon man beim Durchblättern der bayerischen Geschichte Beispiele und Thaten verzeichnet findet, aus welchen die Kraft des Glaubens und eine treue Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland so unverkennbar hervorleuchten, wie dies in den Annalen anderer Völker nicht leicht erhabener nachgewiesen werden kann.

Der heilige Glaube ist wahrhaftig eine Säule guter edler Sitten, in welchen die Stärke jedes Staates allein ihre Begründung findet, und unser Vaterland wird stehen, so lange die Mehrzahl des biederen bayerischen Volkes mit seinem Westenrieder spricht: „Es ist besser, daß unsere Häuser verbrennen, als daß unsere Sitten untergehen.“

„In Gottes Huth steht frommer Muth!“

Diese Worte, welche ihr wohl schon recht oft gehört, bekommen besonders während einer verhängnißschweren Weltlage eine

gar hochwichtige ernste Bedeutung, und da keines Menschen Streben und Wirken unter einem gewaltigeren Schutze, unter einer bessern Huth stehen kann, wie unter der des allmächtigen Gottes, so nähret den frommen Muth in eueren Herzen, dann könnt ihr, auf den Himmel, auf die landesbekannte edle Gesinnung eures Königs und auf die schon oft so glänzend bewährte bayerische Treue und Kraft gestützt, beruhigt und getrost der Zukunft entgegensehen, gleichviel, was sie uns und dem gesammten theuren deutschen Vaterlande bringen möge.

Das Literaturblatt der k. k. Wiener-Zeitung vom 19. Sept. 1857 besprach dieses, damals für Oesterreich bearbeitete Werkchen, nachdem es so eben in zweiter Auflage erschienen und zuvor schon von der „Wiener Schulen-Oberaufsicht" als Preisbuch vertheilt und von dem k. k. General-Gouvernement von Ungarn der hohen Geistlichkeit, den Lehrkörpern und den politischen Behörden des ganzen Kronlandes empfohlen wurde, mit folgenden Worten:

„Viribus unitis — mit vereinten Kräften — wird bei tausend und tausend Gelegenheiten wiederholt; viribus unitis wird gerufen bei Eröffnung von Schulen; viribus unitis tönt es bei der Gründung von Vereinen; viribus unitis ist das Motto, unter welchem auch der Unbemittelte sein Schärflein in den Opferkasten für Wohlthätigkeitszwecke legt; viribus unitis der wahrhaft kaiserliche Wahlspruch. Wie oft er aber auch erklingt, wie richtig er von Vielen verstanden wird: zum Verständnisse des Volkes ist des Spruches tiefe Bedeutung doch noch nicht so gelangt, daß es sich nicht allein um materielles, thatkräftiges Zusammenwirken, sondern um einheitliche edle Gesinnungs-Grundsätze, um ein gemeinsames geistiges Streben handle, den großen Gedanken unseres Monarchen zu verwirklichen, Oesterreich mächtig und achtunggebietend nach Außen und glücklich im Innern zu machen. Daß nun diese Gesinnung ihre Bethätigung in Opferwilligkeit von Gut und Blut finde, das ist der Masse noch nicht klar und das ist es, was der Verfasser des

„Staatsbürgers" recht faßlich zu veranschaulichen bestrebt war. Wir müssen gestehen, daß der Verfasser im vorliegenden Buche in Anbetracht der Nützlichkeit einen Weg eingeschlagen habe, welcher der allein richtige ist, da es sich um Beibringung von Grundsätzen, um Erklärung von Begriffen handelt, welche aus Erzählungen zu abstrahiren den jugendlichen Lesern nicht leicht, wenn nicht geradezu unmöglich sein dürfte.

Seiner Tendenz nach scheint uns das Werkchen besonders geeignet:

- als Prämienbuch;
- als Lesebuch für Wiederholungs-Schulen;
- als Lehrbuch für Lehrjungen und Gesellen (vorzüglich), für Gesellenvereine, für Straf- und Besserungs-Anstalten,

obwohl wir wünschen, daß es in die weitesten Kreise verbreitet werde.

Eine ächte und innige Religiosität, aufrichtige Liebe zum Herrscher und zum gesammten deutschen Vaterlande wehen uns von jedem Blatte entgegen, und wenn irgend ein Buch für die reifere Jugend Empfehlung verdient, so ist es „der junge Staatsbürger.“

Möge nun dieses zuerst für den österreichischen Kaiserstaat bearbeitete Büchlein auch in meinem Vaterlande freundlich aufgenommen werden und als nützlich und zeitgemäß sich bewähren; das wünscht

Augsburg, im Mai 1861,

der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Gewalt und Recht	1
II.	Das Gesetz	16
III.	Arbeit überhaupt	36
IV.	Geistige Arbeit	57
V.	Die Wichtigkeit der Zeit	85
VI.	Das Gebet	111
VII.	Wahrer Patriotismus	150
VIII.	Die drei Hauptstände	177
IX.	Der wahre Werth des Menschen	220

I.

Gewalt und Recht.

Glaube und Vaterlandsliebe sind die Grundpfeiler jedes Staates; wankt der eine oder der andere, so fehlt das Gedeihen, stehen sie aber fest und unerschüttert, so vereinigt sich in ihnen eine Gewalt, die in der Abwehr unbesiegbar, beim Angriffe unaufhaltsam ist und die stets dem guten Rechte, wenn man es zu Boden treten will, seinen Ehrenplatz im lichten Strahle der Sonne anweist.

Gewiß, meine jugendlichen Leser! habt ihr schon oft von Leuten, die vorgaben, euch belehren zu wollen, gehört: die Gewalt begründe kein Recht!

Insofern nun die Gewalt mit Kraft gleichbedeutend ist, haben Jene, die so sprachen, allerdings keine Lüge gesagt; täuschen aber wollten sie euch, indem sie

die Staatsgewalt zur rohen, gewissenlos angewendeten Kraft herunterwürdigten, um so die Machthaber in euren Augen verdächtigen zu können.

Wenn jemand zu einem Ungelehrten sprechen will: in der Gewalt sei durchaus nicht das gute Recht begründet, so muß er, wenn er anders nicht die strafbare Absicht hat, einen bösen Samen in harmlose Herzen zu streuen, auch hinzusetzen, daß lediglich in dem Gebrauche, welcher von der Gewalt gemacht wird, das gute Recht seine Begründung finde. Dieser Nachsatz wird aber gewöhniglich und schon deßhalb verschwiegen, weil Solche, welche wackere Unterthanen aus dem Kreise ihrer Standespflichten drängen wollen, eben selbst auf dem Punkte stehen, Kräfte für verwerfliche Zwecke um sich zu sammeln, durch den Mißbrauch der Gewalt das bestehende Recht zu verletzen und so Unglück und Elend über das Land zu bringen.

„Was brauchen wir Regenten und Fürsten!“ sprechen solche Verführer; „in der glücklichen Urzeit gab es nur freie

Leute, die den Ackerbau, die Viehzucht und die Jägerei trieben und kein Bedürfniß fühlten, nach einem Regenten zu begehren."

Auch bei dieser Behauptung findet man wieder die Wahrheit neben der Lüge. Wahr ist es nämlich, daß in der Urzeit die Leute nach Gefallen den Ackerbau, die Viehzucht, die Jägerei oder Fischerei betrieben, ohne daß sie unter einem Scepter standen; nichtsdestoweniger aber fand gerade in jener Urzeit das Hoheitsrecht, verbunden mit der Herrschergewalt, seine Begründung und um euch das nun recht klar und leicht faßlich zu machen, sei Nachfolgendes gesagt:

Kaum war das Eigenthum entstanden, so wurde man auch schon gezwungen, das, was man besaß, gegen die Gewaltthätigkeit zu vertheidigen. Die Grenzmarken Ackerbau und Viehzucht treibender Leute waren häufig Einbrüchen von Jäger- und Hirtenstämmen ausgesetzt, während im Innern des Landes ein mächtiges Familienhaupt säßhaft war, welches ausgedehnte Besitzungen inne hatte, die aber von den

Räuberhorden nicht erreicht werden konnten, weil Ströme und leicht zu vertheidigende Gebirgspässe ihren Einfällen Schranken setzten. Andere umfangreiche und auf gleiche Weise geschützte Besitzungen gehörten den Söhnen und Eidamen jenes mächtigen Familienhauptes; groß war auch die Zahl der Hintersassen, Knechte und Arbeiter, denen man gegen bestimmte Dienstleistungen so und so viele Acker Landes angewiesen hatte.

Obgleich nun jenes mächtige Familienhaupt sammt seinen Söhnen und Verwandten unangefochten auf den vorerwähnten, gegen jeden räuberischen Einfall gesicherten Besitzungen hätte leben können, so ging diesem wackern Manne doch das Elend in den Grenzbezirken nahe. Ein tiefes Mitgefühl für die Leiden Anderer ward in seiner Brust rege und er beschloß, die frech gestörte Ordnung wieder herzustellen und das Eigenthum zu beschirmen. Das war nun doch gewiß ein recht edler, ritterlicher Gedanke, welcher aber noch eine höhere Würde durch den Umstand erhält, weil jener Mächtige,

als er eben den Plan zu retten entwarf, erfuhr, die Jäger- und Hirtenstämme fallen in Haufen, welche weit zahlreicher seien als jene, die ihm zur Abwehr zu Gebote stehen, in den Grenzländern ein, wo sie Alles schonungslos mit Feuer und Schwert verheeren. Das Gefühl der eigenen Schwäche löschte jedoch den Entschluß, Bedrängten beizustehen, in seinem Herzen nicht aus, und außer seinen Angehörigen und Verwandten, die er bereits alle zur Abwehr des Mißbrauches der Gewalt aufgeboten, wendete er sich auch an andere mit ihm nicht verwandte Familienhäupter. Durch reiche Gaben an Korn und andern werthvollen Dingen gelang es ihm, sie zu bewegen, mit ihm zur Rettung der Grenzbewohner zu ziehen. Mit einer ehrfurchtgebietenden Macht rückte er sodann ungesäumt in's Feld und in den Kämpfen, die nun folgten, stellte es sich heraus, daß er nicht nur ein edles todesmuthiges Herz in der Brust trage, sondern daß er auch ein angeborenes Feldherrntalent besitze, vermittelst welchem er den Raubstämmen so empfindliche Nieder-

lagen beibrachte, daß sie fürder scheu den Boden mieden, wo sie für ihre Unthaten so harte Schläge empfangen.

Wer wird es, frage ich an dieser Stelle, wohl wagen, zu behaupten, daß die durch so viel Hochherzigkeit geretteten, fruchtbringender Arbeit und einem gesicherten Lebensglücke wieder gegebenen Grenzbewohner für die Befreiung von Feuer und Schwert dem großen Familienhaupte keinen Dank, keine Anerkennung schulden; ihm, dem opferwilligen Manne, der weder seine Reichthümer, noch sein Blut, noch das Leben seiner Söhne und Verwandten in den Kämpfen für die Wohlfahrt Anderer geschont hatte? Wer wollte, frage ich ferner, zum Hohne des menschlichen Herzens und der menschlichen Vernunft sagen, daß das große rettende Familienhaupt durch eine so segenbringende Verwendung seiner Kraft, seiner Gewalt und seines Ansehens gegen die, welchen er so unschätzbare und durch nichts zu bezahlende Wohlthaten erwiesen, sich keine Rechte erworben?

Gewiß wird Niemand eine derartige

Einsprache wagen und selbst, wenn es der Fall wäre, fände eine solche in der Geschichte eine sogleiche Widerlegung, denn bei Vorkommnissen, wie ich sie eben beispielweise geschildert, folgte dem Verdienste alsbald die Anerkennung der durch die That bewiesenen überlegenen Größe, und da die Schwachen sich stets gerne an Mächtige anlehnen, so fanden die des Schutzes Bedürftigen es auch ganz in der Ordnung, daß sie dem gehorchten, der in den Tagen der Gefahr sie vertheidigen und vor dem Untergange behüten sollte.

Aus diesem Beispiele, genommen aus der Urzeit, in welcher, wie bereits erwähnt, das Hoheitsrecht und die Herrschermacht begründet wurden, geht nun, wie ich glaube, selbstverständlich hervor, daß die Gewalt, welche weise und wohlthätig angewendet wird, welche erhaltend, schützend und rettend wirkt, heilige, unumstößliche Rechte begründe. Die Natur des Menschen müßte ja sonst, und das widerspricht ja eben sowohl dem Bewußtsein als der Erfahrung, so gestaltet sein, daß Wohlthaten nothwendig Haß und

empfangene Segnungen bittere Feindschaft erregen, was, Gott sei Dank, doch nur bei grundverdorbenen Geschöpfen der Fall ist.

In der Urzeit, in jener vorchristlichen Welt, gebrauchte nun freilich mancher Machthaber die Gewalt in dem Sinne, wie ein Riese die Keule, mit welcher er alles niederschmettert, was ihm mißfällt. Es war das auch eine natürliche Folge der damals herrschenden Sittenrohheit; ein Völkerrecht, wie wir es kennen, war damals gar nicht vorhanden, und die Idee, daß jeder Staat die Aufgabe habe, die Erreichung der höchsten und edelsten Menschenzwecke allseitig zu erzielen, war völlig unbekannt. Es ist diese Idee lediglich eine Schöpfung des Christenthums, welchem es vorbehalten war, die maßlose Herrschaft des Uebermuthes und der Willkür zu brechen, in das Vernunftlose das Vernunftgemäße und in die Anarchie das Gesetz zu bringen. Indem es auf die Heiligung des innern Menschen hinzielt, kam ein rein geistiges, in seiner Fortbildung unzerstörbares Element in die Welt,

und jeder Staat, in dem es wirkte, ward zum Bessern verwandelt. Jahrhunderte vergingen jedoch, bis das Christenthum die europäische Staatenwelt so durchdrang, daß die Völker gleichsam einen gemeinsamen höchsten Zweck erkannten, zu dessen Verwirklichung sie von der Vorsehung in's Leben gerufen wurden. Dieser Zweck ist: Alleinige Herrschaft des Rechtes sowohl im Innern der Staaten, wie in ihren Verhältnissen zu einander; ferner Veredlung der Menschheit, erzielt durch den Schutz der Kirche, der Wissenschaft und jeder edeln Thätigkeit, welche die Förderung des Wohlstandes und eines glücklichen Daseins anstrebt. Nachdem nun aber dieser höchste Zweck einmal erkannt ist, kann die Leuchte des lebendigen Glaubens, welche schon vor beinahe 2000 Jahren das Dunkel des Alterthumes erhellte, nie mehr in die Nacht zurücksinken, denn so viele Mühe sich eine gottesläugnerische Philosophie auch giebt, wird es ihr doch nicht gelingen, die Lehre des

Evangeliums unter der Menge in Verachtung zu bringen. Am allerwenigsten dürfte das hier zu Lande der Fall sein, denn schon von Alters her hatten ja die Regenten Bayerns in der Religion allein jenen Trost gesucht und gefunden, der gar häufig dem irdischen Glanze versagt ist. Mehr als einmal an den Rand eines Abgrundes gedrängt, der sie mit dem Untergange bedrohte, hatten sie die Hand Gottes in den oft plötzlichen Wendungen der Geschicke erkannt, in Folge deren ihnen gleichsam wie durch ein Wunder der Sieg über übermüthige Feinde geworden. Stets stunden in solchen prüfungsschweren Zeiten den Fürsten Bayerns Männer jener alten hochedlen Geschlechter des Landes in opferwilliger Ergebenheit zur Seite, welche nicht durch die Würden, die sie zu allen Zeiten vom Staate empfingen, sondern durch jene, welche sie dem Staate gaben, ihre Namen unsterblich machten.

Noch leben die Enkel der alten Törringe, Preysinge, Ahame, Rechberge, Pappenheime, Nothhafte, Sandizelle, Gum=

penberge, Seinsheime, Arco's, Lerchenfelde, Hund's, Fugger, Closner und vieler Anderer, deren Namen seit Jahrhunderten ein erblicher Schmuck für ihre Geschlechter und eben so viele Bürgschaften für den Thron und das Vaterland sind, in den Tagen der Noth Männer zu haben, welchen man unbedingt vertrauen könne.

Im innigsten Einklange mit den eben Genannten stand auch stets das biedere bayerische Volk opferwillig und in todesmuthiger Ergebenheit und Treue zu dem angestammten Throne seiner Herrscher; kein einziges Blatt der Geschichte dieses wackern Volkes wurde je von ihm durch Fürstenmord befleckt, so daß man mit Recht sagen kann, die bayerische Geschichte gelte vor der Welt als unvergleichliche Urkunde eines echtdeutschen Biedermuthes.

Mit inniger Ueberzeugung erkannten die hochwürdigen Priester Bayerns, daß zu allen Zeiten des Vaterlandes Tugend und Treue die Frucht des Glaubens an das Göttliche gewesen, und ihren edeln,

rastlosen Bemühungen hat man es zu danken, daß, seit Severin und Winfried die Lehre des Gekreuzigten gepredigt, des Glaubens Inbrunst nie mehr in den Herzen des bayerischen Volkes erkaltete, ja selbst da nicht, als in der Neuzeit jener Sturm, der Europa aus den Fugen zu heben drohte, mit wildem Getobe auch durch die bayerischen Lande hinbrauste. Hatte ja selbst Deutschlands großer Bauernkrieg das treugesinnte bayerische Volk einst nicht zum Wanken gebracht, was konnte daher jener plötzliche Wirbelwind ausrichten, während welchem Volkstäuscher das Altehrwürdige lächerlich zu machen und selbst die Existenz Gottes als Fabel zu erklären suchten. Der gute Glaube und die alte angestammte Treue war ja bei der überwiegenden Mehrzahl des bayerischen Volkes zu tief eingewurzelt, als daß die religiöse Ueberzeugung und der von den Voreltern geerbte Biedersinn so leicht zum Falle gebracht werden konnte, und dieselbe festgewurzelte religiöse Ueberzeugung, welche den wackern Unterthanen eine warme Anhänglichkeit

an die Kirche und eine unwandelbare Treue für den Thron der Wittelsbacher bewahrte, hielt auch die Fürsten Bayerns stets von dem Mißbrauche der ihnen von Gott übertragenen Herrschergewalt ab. Nur weise und wohlthätig, nur erhaltend, schützend und rettend wendeten sie diese Gewalt zum Heile ihres guten Volkes an und begründeten so stets wachsende unumstößliche Rechte dem Throne und jene opferwillige patriotische Liebe, die bei jedem wackern bayerischen Unterthanen gleichsam in die Seele und in das Blut übergegangen ist.

Was jenes früher angeführte mächtige Familienhaupt in der Urzeit den durch Feuer und Schwert bedrohten Grenzbewohnern gewesen, waren Bayerns Herrscher in weit größerm Maßstabe stets ihrem Volke; freudig brachten sie jedes Opfer für die allgemeine Wohlfahrt; ritterlich kämpfend, erblickt man sie an der Spitze ihrer Heere und das Blut manches bayerischen Fürsten floß in der Vertheidigung des guten Rechts auf dem Schlachtfelde. Durch zahllose Opfer er-

rungen und mit dem Blute vieler erhabener Glieder der Wittelsbacher besiegelt, ist sonach die Liebe der Unterthanen Bayerns, in welchem Staate die höchste Gewalt das gute Recht begründete und erhielt, gewaffnet stets da auftretend, wo der Mißbrauch der Gewalt entweder im Innern oder von Außen das Wohl der Unterthanen bedrohte oder wo das politische Gleichgewicht von riesenhaftem Ehrgeize angegriffen ward.

Neben dem Christenthume und dem Rechte, aber gleichfalls in beiden wurzelnd, ist das System des politischen Gleichgewichtes eines der wesentlichsten Schutzmittel für Europa, und wenn ein Sohn Bayerns die Geschichte seines Vaterlandes zur Hand nimmt und die Reihe großer Männer auf dem Throne, im Rathe, an der Spitze der Heere, in der Kirche und im Bereiche des Wissens durchgeht, die im Einklange mit gleichgesinnten Verbündeten seit Jahrhunderten bestrebt waren, jenes System durch den Segen weiser Gesetze mitkräftigen zu helfen oder, wenn es sein mußte, durch

Waffengewalt vor Zerrüttung zu bewahren, so wird er bei der Betrachtung jener ritterlichen und weisen Männer der heimathlichen Vorwelt die unerschütterliche Ueberzeugung gewinnen, die Gewalt sei in seinem Vaterlande stets mit dem guten Rechte Hand in Hand gegangen.

Gewiß kann es für den Unterthanen eines Landes nichts Trostreicheres geben, und wer bei solchen Betrachtungen auf das Streben und Wirken des jetzigen Monarchen Bayerns übergeht, in dessen Hand die höchste Gewalt gleichsam ein Hort für die Kirche, für das gute Recht, für den Fortschritt, für Kunst und Wissenschaft, wie auch für die Armen und Bedrängten ist, fühlt sich sicherlich zu dem Ausrufe veranlaßt: „Gott erhalte ihn noch lange zum Heile des durch ihn beglückten bayerischen Volkes!"

II.

Das Gesetz.

Alle jene Dinge, die dem Leben und der Entwickelung unserer geistigen oder gewerbsamen Thätigkeit entgegentreten, erscheinen dem Menschen gewöhnlich als schwere Leiden, von welchen jeder verschont bleiben möchte.

Bei ruhiger Ueberlegung kommen wir nun freilich zu der Ueberzeugung, daß ein großer Theil betrübender und erschütternder Vorkommnisse, die während des Lebens störend in unsere geistige oder gewerbsame Thätigkeit eingreifen und die man in der üblichen Ausdrucksweise als Leiden bezeichnet, durch die Ungeduld dem Menschen vorgespiegelt oder wenigstens vergrößert dargestellt werden.

Häufig hat der Mensch das, was er zu leiden hat, auch selbst verschuldet und diese Leiden bilden gar oft den Durchgangspunkt zu einer höhern Stufe der moralischen Entwickelung.

Da nun in tausend Fällen das, was die Menschen Leiden nennen, für sie gar heilsam ist, so dürfte der christliche Glaube die einzige richtige Ansicht und somit die kräftigste Beruhigung über diesen Gegenstand geben, denn er allein setzt das Leben auf seinen wahren Gehalt zurück; die Leiden der Erde sind ihm nichts weiter, als rasch dahinziehende Wolken am ewigen Lichthimmel, die theils als Prüfungen, theils als Büßungen auf höhere Lebenszwecke sich beziehen. Der christliche Glaube kennt nur ein tiefes Leid, ein Uebel — die Sünde.

Da nun der christliche Glaube lediglich in der Sünde allein ein wahres Uebel erkennt, welches den Menschen dadurch unaussprechlich elend macht, indem es ihm die Gottesfurcht raubt und ihm zugleich die Gnade des Herrn entzieht, während derselbe Glaube die sogenannten Uebel und Leiden des Lebens von Gott ableitet und in ihnen gleichsam Bindungsmittel zur Kräftigung und Verherrlichung der Tugend erkennt, so wird wohl Mancher, der auch ohne diese tief religiöse

Anschauung sich recht gescheidt dünkt, fragen, ob sich denn Gott auch wohl um Kleinigkeiten — um die Mängel der Menschen — bekümmere.

Hierauf läßt sich nun nichts weiter entgegnen, als daß das Wort „Kleinigkeiten“ nur in rein menschlichen Begriffen existirt, die jedoch vor Gott nicht bestehen. In Gottes Welt und in seinem Weltenplane ist Alles wichtig, denn selbst das Unscheinbarste ist ja ein Theil des wunderbaren Ganzen.

Nach welchem Plane Gott die Welt regiere, das vermag nun freilich der Mensch eben so wenig zu begreifen, als immer einzusehen, weßhalb der Herr Dieses oder Jenes thue; es ziemt ihm daher demuthsvolle Unterwerfung unter die Hand der Allmacht, ein treues Festhalten an den Geboten Gottes und ein gläubiges kindliches Vertrauen, daß Alles, was die Vorsehung thut, zum wahren Besten gereicht.

Ich sage, das ziemt dem Menschen seinem Schöpfer und Erlöser gegenüber, leider aber sieht man den göttlichen Ge-

setzen häufig noch weit weniger Rechnung tragen, als den weltlichen. Man braucht überhaupt nur das Wort „Gebot" oder „Gesetz" auszusprechen, so sind alsogleich Tausende bereit, in diesen Bezeichnungen einen Zwang und eine Beschränkung der persönlichen Freiheit zu erkennen, wobei es nicht an Lobpreisungen längst verschollener Jahrhunderte fehlt, wo, wie solche irrthümlich behaupten, Jeder glauben, thun und treiben konnte, was er wollte. In grenzenloser Verblendung halten sich solche Leute trotz ihrer grundfalschen Ansicht noch für ungemein gelehrt, beweisen aber gerade dadurch ihre bedauerliche Unkenntniß in der Geschichte, denn die Gesetze wurden ja zu allen Zeiten und bei allen Völkern als heilig anerkannt. Die erleuchtetsten Männer aller Jahrhunderte haben dieselben stets in Schutz genommen, und mit scharfen Worten findet man an unzähligen Stellen in der heiligen Schrift des alten Bundes Aneiferungen zur Beobachtung und Heilighaltung der Gesetze. Wer nun da glaubt, es sei hier nur von den gött-

lichen Gesetzen die Rede, der möge bedenken, daß die Gebote Gottes und alle Anordnungen, welche Moses unter dem Beistande des Ewigen traf, zugleich die Gesetze des Staates waren. Wo also in jener vorchristlichen Welt von Gesetzen und Geboten geredet wird, kann man, ohne irgend einen Irrthum zu begehen, annehmen, als wenn von den Gesetzen nach unserer heutigen Ansicht geredet würde.

„Du sollst thun, was dir jene sagen, welche Vorsteher sind an dem Orte, wohin sie Gott gestellt hat." So heißt es in einer Stelle des alten Testamentes und der heilige Paulus sagt: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt, denn es giebt keine Gewalt außer von Gott, und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Wer sich demnach der obrigkeitlichen Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes und die sich dieser widersetzen, ziehen sich selbst Verdammung zu."

Hieraus erhellt, daß die heilige Schrift des neuen Testamentes nicht anders spricht als die des alten, denn Jesus Christus hat ja durch sein ganzes heiliges Leben und durch sein Beispiel die Gesetze geheiligt und auch seinen Aposteln befohlen, ihm nachzufolgen. „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist," sprach der Herr, und wenn die Apostel von der Achtung gegen die Obrigkeiten und von dem Gehorsame, welchen man denselben schuldig sei, reden, so verstehen sie darunter nichts anderes, als die Gesetze, deren Vollstrecker und Aufrechthalter die Obrigkeiten sind.

Wie allenthalben in der Schöpfung, so ist auch im Leben der Staaten das Gesetz der ordnende Geist — die Seele des Ganzen, und die Idee einer Freiheit, welche die Rechtspflicht ausschließt, ist nichts weiter als ein Gott und dem Menschenwohle feindlicher Dämon, der nur zerstört, nichts aber aufzubauen vermag.

Schon durch die Thatsache der Geburt sind alle Geborenen nicht mehr ohne

Rechtspflichten und mit ihrer Ernährung und Aufziehung steigen dieselben gegen Gott, der die zarten Leben erhält, und gegen Jene, die sie Vater und Mutter nennen. Mithin sind schon die Kinder nicht unbedingt frei, sondern sie gehören Gott, dem Beschirmer ihres Lebens, und hängen zunächst von dem Willen ihrer Eltern ab.

Ein ganz ähnliches Verhältniß waltet nun auch in Bezug auf den Staat ob, in welchem der Mensch geboren ist. Schon über der Wiege des Säuglings wacht das Gesetz, welches ein wohlgeordnetes Gemeindewesen auch über jene harmlose Kindheit ausdehnt, die noch nicht einmal die Hand zum Munde zu führen vermag.

Wahrhaftig, all' die Wohlthaten, welche aus der Zusammenwirkung vereinter Kräfte, Mittel und Einsichten fließen, um im Staate alle Rechte zu sichern und das höchste erreichbare Maß von Sittlichkeit und Wohlbefinden herzustellen, kommen dem Aufwachsenden zu Gute, und wenn er dann endlich auf eigenen Füssen stehen, sich den nöthigen Lebens=

unterhalt selbst erwerben kann, so verdankt er Alles, was er ist und hat, nebst Gott und den Eltern dem Staate; in einer tiefen Rechtsschuld steht er sonach gegen denselben und als schlechten Dank sollte er sich nun nach Willkür und Gefallen gegen die bestehenden Gesetze auflehnen, sie beachten oder mißachten dürfen? Mißachten jene Gesetze, unter deren Schutz er heranwuchs und die ihm Alles gewähren, was die Menschenwürde fordert, nämlich Sicherheit der Person und des Eigenthumes, das Recht der freien Wahl des Berufes und viele andere in moralischer und rechtlicher Beziehung werthvolle Güter?

Wahrhaftig, das wäre ein schwarzer, häßlicher Undank, und dennoch verstehen die Neuerer die Freiheit so. Dieses ihr verwerfliches Princip stützen sie auf die beiden Sätze: „Alle Menschen sind von Natur aus politisch frei" und dann: „Da an der Gesetzgebung und Regierung eines Staates nicht Alle Antheil nehmen dürfen, so seien die getroffenen Satzungen auch nicht für Alle bindend."

Es ist fast unglaublich, daß derartige Behauptungen nur irgendwo ein williges Gehör finden, da jedoch die traurige Erfahrung leider das Gegentheil beweist, weil wirklich die ungereimtesten Dinge häufig schon hinreichten, um einen gefährlichen Sturm gegen die bestehende gesetzliche Ordnung hervorzurufen, so dürfte eine einfache, Jedermann einleuchtende Erklärung nicht überflüßig erscheinen. Das eben erwähnte Princip böswilliger Neuerer, welches den herangewachsenen jungen Staatsbürger politisch frei erklärt und es seiner Willkür überläßt, die Gesetze, die er nicht mit machen half, zu halten oder zu mißachten, widerlege ich in Nachstehendem. Niemand kann sich den Staat, in dem er geboren wird, wählen, ebenso wenig Vater und Mutter von seiner Wahl abhängen. Gleich wie er nun von seinen Eltern seit der Stunde, in welcher er in das Dasein kam, Wohlthaten empfangen, denen Rechtspflichten entsprechen, ist das auch in Bezug auf den Staat der Fall.

Ehe der Mensch nur im Stande ist,

das Gute vom Bösen und das Recht vom Unrechte zu unterscheiden, ist er dem Staate längst zu einer großen Rechtsschuld verpflichtet. Trotz dessen aber sollte er sich nun gegen jene festen Bestimmungen auflehnen dürfen, welche die Weisheit und die anerkannte Nothwendigkeit der Selbsterhaltung, der Vervollkommnung und des Schutzes Aller dictirte, er, der nichts zu all' dem beigetragen, was ihm Wohlthätiges widerfahren. Um das zu dürfen, müßte er zuerst in Bezug auf sich selbst den ursprünglichen Zustand herstellen, d. h. ungeschehen machen, daß der Staat ihm Wohlthaten erwies und sich eben dadurch Rechte auf ihn erwarb; da aber das nicht im Bereiche der Möglichkeit liegt, so ist die allergeringste Forderung, welche der Staat an ihn zu stellen das Recht hat, daß er an den Gesetzen nicht rüttle, die die Seele des Staatenlebens sind; ferner, daß er die Verfassung, die sich seit Jahrhunderten, je nach deren jedesmaligen Verhältnissen, erhaltend und segensreich gezeigt hat, nicht nur nicht durch Thaten angreife, sondern

auch kein Wort über seine Lippen kommen lasse, welches Unzufriedenheit erregen und Neuerungssucht anfachen könnte.

An dieser Stelle kann ich mich nun nicht enthalten, den jungen Staatsbürgern Bayerns zuzurufen: „Verschließet für alle Zeit euer Ohr einer böswilligen Neuerungssucht, die euch die Treue gegen Gott und Vaterland raubt und die an die Stelle einer lebendigen segensreichen Ordnung, vermittelst welcher die Staaten sich glücklich entwickelten, ein Nebelgebilde setzt; die euch ferner die ganze Vergangenheit euers glorreichen Vaterlandes und die Gesinnung eurer frommen patriotischen Eltern mißachten, die Gegenwart hassen und die von Gott und Rechts wegen vorhandene Regierung als Feind betrachten lehrt! In ihrer Schlußfolge führt diese verwerfliche, von den Geboten Gottes sich abwendende Lehre mit grauenerregender Herzlosigkeit zum Umsturze alles Bestehenden, ohne nur im Stande zu sein, einen einzigen ganzen Stein, der sich nicht schon bei der ersten Probe des Hammers als morsch, als schlechtes Ma-

terial zeigt, zu einem festen Baue herbeischaffen zu können."

Es ist wahrhaftig, als ob aus dieser, den Bestimmungen der Allmacht und der Gewissensruhe der Menschen feindlichen Lehre der Hauch des Beinhauses wehe und der Staub des Moders aufflöge.

Welche reine Luft sonnenüberstrahlter Höhen athmet man im Gegensatze freudebewegt und dankerfüllt ein, wenn man, von den Schwingen der Geschichte emporgetragen, die Staaten in ihrer lebendigen segensreichen Ordnung überschaut, die seit Jahrhunderten voll selbstbestimmender Macht — jeder eine eigene strahlende Welt — gleich den Sternen Gottes glänzen, deren Schein weder der dichteste Nebel, noch der schwärzeste Gewittermantel auf die Dauer zu trüben vermag.

Seht, was ein Staat im Großen, ist eine Fabrik im Kleinen, und wie in der letztern nichts zusammengeht und Unordnung und Verwirrung entstehen, sobald man sich nicht pünktlich den Bestimmungen des Werkführers unterzieht, so ver-

hält es sich auch mit dem Staate, wenn die Neuerungssucht die Oberhand gewinnt und die Ordnung des Bestehenden dadurch gestört wird, daß die Einen Das, Andere Jenes wollen, Niemand aber seinen Pflichten mehr nachkommen will, ohne deren gewissenhafte Erfüllung das ganze Obdach für die Wohlthat aus den Fugen geht und rauhe Stürme und böse Gewitter schutzlos Jene treffen, die vermessen den Hort ihrer Geborgenheit zerstört.

Ein Bild der vollkommensten Ordnung ist eine Fabrik, wenn jeder Arbeiter seine Schuldigkeit thut, was nicht allein den Nutzen seines Herrn, sondern auch den des Arbeiters selbst fördert. Dasselbe gilt auch für den Staat, denn wie die Arbeiter einer Fabrik wollen auch alle Glieder der großen Gesellschaft, die man Staat nennt, ihr Auskommen haben; auch hier sehnen sich Alle nach Wohlfahrt, Jeder wünscht, daß ihm kein Unrecht zugefügt, sein Eigenthum nicht angetastet werde und Alle wollen ihr Leben und das, was das gewerbsame Treiben einbringt, in Ruhe und Sicherheit

genießen. So einleuchtend und billig nun dieser Wunsch ist, kann er jedoch nur dann in Erfüllung gehen, wenn Alle mit vereinten Kräften an den Satzungen jenes ordnenden Geistes festhalten, der mit starker Hand das Ganze regiert. Sobald aber Jeder nach Belieben bald so oder so handelt, so giebt es Störungen für das allgemeine Wohl. Der Streit der Parteien und die hereingebrachten Wirren untergraben den Credit, und in der Furcht, sauer Erworbenes verlieren zu können, verschließt die Selbstsucht dem Vertrauen die Thüre. Die Bekämpfung der Widerspenstigen legt dem Staate schwere Lasten auf und das böse Beispiel verderbt die Herzen der Jugend.

Welch' eine ungeheure Verantwortung laden sich daher Jene auf die Seele, die an solchen Uebelständen die Schuld tragen, und wie unglücklich machen sie sich selbst. Ja unaussprechlich unglücklich machen sie sich, denn wer durch eine freiwillige böse Handlung das Gesetz verletzt, tritt vorsätzlich aus der Ordnung heraus, lehnt sich gegen den Willen Got-

tes auf und weicht gleichsam von der ihm angewiesenen Bahn ab, um in grenzenlosem Wahne im Dunkeln nach einem Glücke zu suchen, wobei er in den Abgrund des Verderbens stürzt.

Deutlich zeigten uns dies jene politischen Stürme, in welchen vor einigen Jahren die Zerrissenheit der Parteien Bayern und das gesammte mächtige Deutschland an den Rand des Abgrundes drängte, in welchen aber nach dem Rathschlusse der Vorsehung, die stets den Thron der Wittelsbacher und die Häupter gerechter Fürsten beschirmte, jene Vermessenen stürzten, die, Gott und ihrem Bürgereide untreu, in aller Herren Lande den unnatürlichen Bruderkampf entfesselt hatten. Fester als je steht nun wieder die mit so viel bösem Willen, mit einer so verderblichen Macht berannte Herrschergewalt, und der fleißige Landmann wie der gewerbsame Städter blickt in lebhaftem Andenken an jene glaubensleere Zeit, an jene Zeit der Wirren und der Willkürherrschaft, zu dem Throne seines Landesherrn, dem Horte des Rechtes und der

Sicherheit für Alle auf, dabei ein tiefgefühltes „Gott erhalte!“ sprechend.

Daß die Gesetze göttlichen Ursprunges sind, das habe ich bereits genügend erörtert und nun setze ich noch hinzu, daß nur jene Gott wirklich lieben, welche die Gesetze heilig halten, denn es genügt wahrhaftig nicht, wenn Einer blos ausruft: „Herr, ich liebe dich aus ganzem Herzen!“

Gesetzt den Fall, ein braver frommer Vater hat zwei Söhne, die er nach den ihm innewohnenden Grundsätzen erzogen und nicht müde ward, ihnen während der gewerblichen Beschäftigung fast stündlich solche Ermahnungen und Lehren zu geben, die bei praktischer Darnachachtung die Seele und den Körper gesund und das Gewissen rein erhalten. Jeder dieser Söhne ist nun seinem guten Vater innig zugethan und dennoch kann aber der Vater nur mit einem zufrieden sein, welcher seine Dankbarkeit, Achtung und Liebe dadurch bethätigt, daß er mit strenger Gewissenhaftigkeit all' das erfüllt, was der Vater ihm als Pflicht und Schuldigkeit

gegen Gott und Menschen bezeichnet, während der Andere wohl dutzendmal des Tages zu seinem Vater spricht: „Ich liebe dich von ganzem Herzen," sonst aber thut und treibt, was ihm gefällt. Das wird nun freilich dem wackern Vater nicht genügen und es wird und muß eine Stunde kommen, in welcher er zu dem letzteren seiner beiden Söhne mit Wehmuth und Entrüstung spricht: „Schweig' mir, du bist ein Heuchler! Die Worte: Vater, ich liebe dich, lauten aus deinem Munde wie Spott; denn nachdem du sie gesprochen, bethätigst du deine Mißachtung dadurch gegen mich, daß du keine meiner Ermahnungen und Vorschriften befolgst und mir durch deinen verkehrten Lebenswandel viel Herzenleid, Kummer und Sorgen bereitest. Geh' in dich und bessere dich; nimm dir an deinem Bruder ein Muster, der mich nicht in schmeichelhaften Worten, sondern dadurch ehrt, daß er nach jenen Grundsätzen lebt, die ich in eurer zarten Kindheit in euere Herzen gepflanzt und mit euch groß gezogen."

So wie dieser Vater zu dem heuch-

lerischen, seinen Geboten ungehorsamen Sohne, redet Gott durch die Stimme des Gewissens zu uns, und in gleichem Sinne des hier gegebenen Beispieles wird die Liebe zum Vaterlande nicht blos dadurch bethätigt, daß man sie auf der Lippe trägt und sich brüstet, ein guter Patriot zu sein, sondern lediglich dadurch, daß man seine Pflichten treu erfüllt, in den Tagen der Gefahr kein Opfer scheut und zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen die Gesetze heilig hält.

Was dem Seefahrer der Leuchtthurm ist, welcher ihm in der dunkelsten, trostlosesten Nacht den sichern Eingang in den Hafen zeigt, dasselbe ist das Gesetz für den Staatsbürger. Mehr Sicherheit als durch tausend Schutzwälle würde wahrhaftig dem Staate erwachsen, wenn alle Unterthanen gewissenhaft und dankerfüllt an den Gesetzen festhalten wollten, welche, wie bereits erwähnt, Jeden schon in der Wiege in Schutz nehmen und Allen das Geleite durch's ganze Leben bis zum Grabe geben, denn das Gesetz ist ja der Lehrmeister der Jugend, der Helfer der

Armuth, der Wächter des Rechtes und des Eigenthumes, die Stütze des Alters, der mitleidsvolle Pfleger der Kranken und der barmherzige Todtengräber für den, der das Zeitliche segnet, ohne daß er sich hienieden eine Scholle Erde oder ein Brett zu seiner Todtenbahre erübrigen konnte. Wer sich daher von den Gesetzen, der einzig wahren Bürgschaft für der Völker Wohl, lossagt, der weicht von der ihm von Gott vorgeschriebenen Bahn ab, schafft sich und seinen Zeitgenossen viele Uebel, und obwohl ein Christ, ist er doch nichts weiter als ein blos Getaufter. Die Weisheit Gottes wie die tiefe Einsicht edler erleuchteter Menschen haben für ihn umsonst Satzungen zur allgemeinen Wohlfahrt dictirt, und wenn man einem Solchen in die Grube nachsieht, kann einem unwillkürlich der Gedanke kommen: hat der wohl auch die Erde seines Vaterlandes als Ruhestätte verdient? Auch die Perle der Menschenwürde fällt einem Solchen schon während seines verkehrten Lebens vom Haupte, denn als ein Ebenbild Gottes kann ja

nur der gelten, der die Tugend übt und sich so durch die geistige und religiöse Richtung seines Herzens über die Thierwelt erhebt.

Haltet daher stets in unverbrüchlicher Treue die Gesetze heilig, dann wird euch nie Trost im Aufblicke zum Himmel und jene hohe Tugend fehlen, die für Gott, König und Vaterland, in schweren prüfungsvollen Zeiten, keine Aufopferung scheut, und welche am Ende der Lebensfrist das bleiche hinsterbende Haupt sanft auf ein Schlummerkissen gewissenhaft erfüllter Pflichten legt.

III.

Arbeit überhaupt.

Um zu leben, ist dem Menschen zuvörderst Speise und Trank nöthig, und um den Körper gesund und kräftig zu erhalten, darf es demselben nicht an gesunder ausreichender Kost, an Kleidung und an einem Obdache fehlen. Daß nun das Alles erworben werden müsse, das versteht sich wohl von selbst und der sprichwörtliche Satz: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, ist so zu verstehen, daß jeder gesunde Mensch die ihm von Gott verliehenen Kräfte theils zu seiner Erhaltung, theils zum allgemeinen Besten, je nach seiner Befähigung, anwenden soll, das heißt, Jeder ist verpflichtet, nach seinem Vermögen entweder mit dem Kopfe oder mit den Händen zu arbeiten, wobei er die Gewissenhaftigkeit nie außer Acht lassen darf.

Da nun das Wort: Arbeit, wie der Begriff Verdienst häufig in einer wahrhaft schändlichen Weise mißbraucht und von den gewissenlosesten Leuten stets im Munde geführt wird, so frage ich zuvörderst: was heißt arbeiten?

Arbeiten heißt seine geistigen oder körperlichen Kräfte zur Erreichung eines bestimmten rechtlichen Zweckes anstrengen, und da die Arbeit die Quelle des allgemeinen Wohlstandes, das allgemein erwerbende Kapital ist, welches nach Geschicklichkeit und Auswahl der Arbeit mehr oder weniger Zinse einbringt, so beschädigt Jeder das allgemeine Wohl, welcher arbeitsscheu die Hände in den Schooß legt und dennoch an allen Segnungen, welche der Verstand und der Fleiß rechtlicher und gewissenhafter Menschen hervorbringt, theilnehmen will.

Die Arbeitsamkeit ist ein eben so sicheres Verwahrungsmittel vor Sittenverwilderung als vor Noth und Dürftigkeit, und wer nur einen Funken von Ehrgefühl in der Brust trägt, wird sich nie dem Müßiggange hingeben und An-

dern zumuthen, daß sie ihre Kräfte anstrengen, damit er in gemächlicher Unthätigkeit die Tage hinbringen könne.

Betrachtet man z. B. den fleißigen Landmann — ihn, der schon mit dem ersten Frühroth den Ackergaul vor den Pflug spannt und hinauszieht auf sein Feld, das er im Schweiße seines Angesichts umbricht, besaamt, von Unkraut rein hält und dann in einem frommen Aufblicke zum Himmel Gott bittet, den Fleiß seiner Arbeit gedeihen zu lassen und seine Saaten und Wiesen vor Ungewitter und Hagelschlag zu bewahren — wie achtungswürdig steht dieser Mann, der unter harter schwerer Arbeit, unter saurer Entbehrung seinen Berufspflichten nachkommt, im Leben da? Wie viel Mühe, wie viel Sorge und wie viel Schweiß hängt an seinem Geschäfte, und wenn er nun endlich im Herbste unter dem Schutze der Vorsehung die schweren Garben heim zur Scheine führt, die Aehren ausdrischt, die Fruchtkörner vom Staube reinigt und endlich die gefüllten Säcke zur Mühle bringt, um sich das liebe Brot für den

Bedarf des Hauswesens backen zu können, was würde er, frage ich, einem Faulenzer antworten, der während des schönen Frühlings, während des heißen Sommers und während der herbstlichen Erntemonate müßig ging, nun aber während des langen Winters das sauer erworbene Brot mit ihm essen wollte? — Müßte nicht ein Blick der tiefsten Verachtung den Müssiggänger treffen und wäre etwa der fleißige Landmann gegen einen Solchen zu hart, wenn er ihm frisch heraussagte: „Willst du essen, so arbeite, denn ich theile nach Kräften mein Brot nur mit der würdigen hilflosen Armuth, mit kranken, gebrechlichen und altersschwachen Leuten, die nach dem Gebote des Herrn auf die Barmherzigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen sind, nicht aber mit Tagdieben, welche unserm lieben Herrgott die Stunden abstehlen, die Er sie gesund verleben läßt."

Eine solche Sprache wäre gewiß keine Lieblosigkeit, sondern eine Abfertigung

von Rechtswegen, denn der Müssiggänger hat ja weder auf die Achtung noch auf die Theilnahme seiner Mitmenschen einen Anspruch; er beschädigt sonach durch seine Trägheit nicht nur den allgemeinen Wohlstand, dem er seine Kräfte entzieht, während er doch Speise, Trank, Kleidung, ein Obdach und gewöhnlich mehr Bequemlichkeit haben will als ein fleißiger Mann, sondern er beschädigt sich am allerempfindlichsten selbst, indem er seine Ehrgefühllosigkeit durch sein müßiges Leben zur Schau trägt; er wird gleichsam der Todtschläger seines guten Rufes, ohne welchen das Leben für jeden moralischen Menschen zur unerträglichen Last wird. Da nun aber gewöhnlich ein Solcher, bereits zu tief gesunken, diese Last, diese unerträgliche Unbehaglichkeit nicht fühlt und sich selbst das empörende Zeugniß schreibt, er könne auch von aller Welt verachtet leben und befinde sich noch obendrein ganz wohl dabei, so beweist er gleichzeitig, er habe aufgehört, ein moralisches Wesen zu sein.

Alle Größe und Herrlichkeit des Men-

schen beruht auf dem klaren Bewußtsein, daß er ein sittliches Wesen nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und zu steter Vervollkommnung berufen sei. Wem dieser Glaube verloren geht, dem fällt die Krone der Menschenwürde vom Haupte und er sinkt zum Thiere herab; ja, ein beharrlicher Müssiggänger steht noch unter dem Thiere, denn er stört ja jene Ordnung, die in dem Zusammenwirken vereinter Kräfte das Wohl der Staatsangehörigen sichert, jene Ordnung, welche selbst die von den Menschen gezähmten Thiere mitfördern helfen, indem sie willig ihre Kräfte oder ihre Producte zu allgemein nützlichen Zwecken hergeben. So ist z. B. der treue Hund seinem Herrn das, was der Nachtwächter seinem Dorfe ist, und jene Lasten, welche menschliche Kräfte nicht im Stande sind, von einer Stelle zur andern zu bewegen, schaffen die Zugthiere willig und folgsam und nicht selten mit ungeheurer Anstrengung an den bestimmten Ort. Für einen Bündel Heu oder Klee erhalten ganze Familien täglich von einer Kuh Milch, aus welcher dann wie-

der Butter, Schmalz und Käse bereitet werden kann; für eine Handvoll hingestreuter Körner geben die Hennen ihre Eier und ihre Brut, und für die spärliche Weide auf dürrem, steinigem Boden erhält der Mensch vom Schafe feine Wolle; ja selbst die kleine summende Biene liefert Wachs und Honig in die Hände ihres Besitzers, kurz alle Thiere, die der Mensch sich hält, fördern seinen Nutzen und verdienen dadurch reichlich ihren oft geringen Unterhalt. Wie tief steht daher der müssiggehende Mensch unter diesen nützlichen Thieren, er, der ohne etwas zu thun, doch leben will; er, der es verschmäht, selbst für eigene Rechnung zu arbeiten und dem es klüger dünkt, auf die Rechnung des Fleißes Anderer sich gütlich zu thun. Es ist das wahrhaftig die schamloseste Zumuthung, die ein pflichtvergessener Mensch der emsig schaffenden Gesellschaft machen kann, und ein Solcher gleicht auf ein Haar jenem wuchernden Unkraute, welches die besten Säfte aus einem Feld- oder Gartenlande einsaugt.

Wenn ein hilfebedürftiger Armer einen

solchen gegen die Pflichten der menschlichen Gesellschaft Handelnden im Namen der göttlichen Barmherzigkeit um eine milde Gabe anspricht, so ist er nicht im Stande, eine Thräne des Elendes zu trocknen; keinen Bissen Brot kann er dem Hunger, keinen Lappen alter Kleidung einem vor Frost Zitternden reichen, um damit seine Blößen zu bedecken; keinen Kranken kann er mit einer Labung erfreuen und zu all' jenen zum Wohle der Menschheit gegründeten Anstalten nicht den mindesten Beitrag spenden, denn er, der nicht einmal auf eigene Rechnung arbeiten will, nennt ja nichts sein, als seine Trägheit, wodurch er den Wohlstand beschädigt und die würdige Armuth verkürzt.

Welch' ein unwürdiges Bild von einem Menschen, der von dem Schöpfer gesunde Sinne und einen gesunden Körper zum Geschenke erhalten. Unter welchen Gefühlen kann ein Solcher die Bitte im Vater unser aussprechen, in welcher wir den Herrn um das tägliche Brot, das ist um das anflehen, was wir zum

unentbehrlichen Lebensunterhalte nöthig haben. Ist er, der Müssiggänger, wohl würdig, dieses tägliche Brot zu essen, während nicht selten der rastlose, eiserne Fleiß in den Stunden schwerer Heimsuchung darben muß? — Nein, er ist es nicht würdig! nicht würdig ist er der Achtung der Menschen, nicht würdig der Gnade des Himmels, denn er trägt ja seinen Körper und all' die demselben inwohnenden Anlagen und Fähigkeiten, ohne davon weder zu seinem Wohle noch zu dem seiner Mitmenschen Gebrauch gemacht zu haben, lediglich dem Grabe zu.

Aus dem erhellt nun, daß jedem Menschen die heilige moralische Verpflichtung zu arbeiten obliege, und daß sich jeder der Würde eines sittlichen, zur Gottähnlichkeit berufenen Wesens beraubt, welcher die ihm inwohnenden Anlagen und Befähigungen nicht für sich und für sein Vaterland anwendet, gegen welches Alle, wie im vorhergehenden Kapitel erwähnt, zu einer großen Rechtsschuld verpflichtet sind.

Zwischen einem Menschen, der gänz-

lich arbeitsscheu ist und zwischen einem solchen, welcher träge und schlenderisch, oder wieder einem andern, der nur dann arbeitet, wenn ihn die höchste Noth dazu antreibt, waltet nun wohl ein Unterschied ob. Es haben jedoch auch die beiden Letzteren wenig Anspruch auf die allgemeine Achtung, denn sie beschädigen, wenn auch im mindern Grade wie der beharrliche Müssiggänger, häufig jene, die ihnen Vertrauen schenken, und gleichzeitig die eigene Wohlfahrt. In einer Folgenreihe falscher Schlüsse erblicken jedoch solche von dem Dünkel der Selbstrechtfertigung befangene Leute all' das Uebel, das von Zeit zu Zeit über sie hereinbricht, in der Lieblosigkeit und Böswilligkeit anderer Leute, während alles Böse, das sie trifft, lediglich aus ihrer verkehrten, gewissenlosen Handlungsweise hervorgeht.

Gar häufig hört man unverläßige Arbeiter über Mangel an Arbeit klagen, wobei es gewöhnlich nicht an harten Worten gegen ihre Mitbürger und gegen die ganze staatliche Einrichtung fehlt. Um solche Verblendete von ihrem argen Wahne

zu heilen und ihnen den Nebel der Selbsttäuschung von den Augen hinwegzunehmen, braucht man nur ein ganz einfaches Beispiel aufzustellen. Gesetzt den Fall, solche Leute, welche aus den eben angeführten Gründen über Mangel an Verdienst und Arbeit klagen, kämen durch irgend einen günstigen Zufall in die Lage, sich selbst um Arbeitsleute umsehen zu müssen, würden sie dann wohl nicht solche wählen, die in der allgemeinen Meinung als fleißig, geschickt, bescheiden und gewissenhaft bekannt sind? Würden sie nicht den tüchtigen Handwerksmann dem Pfuscher und den fleißigen, gewissenhaften Tagewerker einem trägen und unverläßigen vorziehen? Gewiß thäten sie so; da sie nun aber selbst arbeiten müssen und nicht in der Lage sind, anschaffen zu können, so verübeln sie andern Leuten, daß sich die nicht mit ihren Pfuschereien, mit ihrem Schlendrian und mit ihrer Trägheit begnügen; sie verübeln ihnen, daß sie jene kluge Vorsicht anwenden, die sie selbst an deren Stelle anwenden würden. Solche Leute dürften durch die rechte Würdigung

und Beherzigung des Satzes: Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch keinem Andern, leicht geheilt werden können, denn in dem, was man für sich als billig findet, muß man auch gegen Andere gerecht sein. Es ist daher nicht genügend, daß man nicht durchaus arbeitsscheu ist, sondern man muß auch mit emsigem Fleiße und mit Gewissenhaftigkeit arbeiten; nur in dem letztern Falle sichert man sich das Vertrauen des Dienstherrn oder des Bestellers und gleichzeitig jenen guten Ruf, der ein Paar fleißige Hände stets mit Arbeit und Verdienst versieht.

Wie nun gewissenlose und träge Arbeiter häufig über Arbeitsmangel bitter klagen, nicht bedenkend, daß ihnen lediglich die eigene Handlungsweise das Vertrauen der Menschen entzog, so klagen jene, die nur von der äußersten Noth gedrängt sich zeitweilig zur Arbeit bequemen, über ein unzulängliches Auskommen, über Hunger und Kummer und über bittere Tage. Auch hier fehlt es wieder nicht an harten Worten gegen Begüterte und

Reiche, und wie die früher Erwähnten suchen auch diese wieder alles Uebel, das sie trifft und treffen muß, nicht in ihrem Thun, sondern in der sogenannten Hartherzigkeit und Lieblosigkeit der Welt. Möchten solche Menschen doch bedenken, daß lediglich die gut angewendete Zeit jenes Kapital für den Fleißigen ist, das ihm allein verlässige Zinse einbringt. Wer täglich arbeitet und die Zeit gut und gewissenhaft eintheilt, der wird sich sicherlich auch den täglichen Bedarf und bei vorausgesetzter kluger Sparsamkeit auch wohl einen Nothpfenning für jene Tage verdienen, wo ihn eine Krankheit heimsucht; wer jedoch nur dann arbeitet, wenn sich bereits der Credit für ihn erschöpft hat und ihm das Wasser so zu sagen schon in den Mund läuft, der arbeitet sich höchstens durch unsägliche Anstrengungen für den Augenblick aus der Fluth des Elendes heraus, denn ändert er sein Verfahren nicht, so kommt die Welle des Schicksals immer und in stets kräftigern Schlägen wieder; immer wankender wird der Boden unter seinen Füßen, immer

schwächer seine Kraft, um der Sturzwelle des Verhängnisses zu widerstehen, die ihn einmal plötzlich und unvorbereitet erfaßt, umstürzt und erbarmungslos in ihren Wirbeln dem Abgrunde entgegen treibt, wo angelangt, Jeder unter Grauen sich bekennen muß: Ich bin verloren, für mich giebt es keine Hoffnung, keine Rettung mehr!

Da nun genügend erörtert sein dürfte, was arbeiten heißt und wie man arbeiten müsse, um durch eine kluge Eintheilung der Zeit sich vor Noth und Elend zu schützen und durch gewissenhafte Verrichtung seiner Geschäfte sich das Zutrauen der Menschen und im Allgemeinen einen guten Ruf zu sichern, so komme ich nun auf die Eingangs dieses Kapitels erwähnte Stelle zurück, wo es heißt, daß das Wort Arbeit wie der Begriff Verdienst häufig in einer wahrhaft schändlichen Weise mißbraucht und von den gewissenlosesten Leuten täglich im Munde geführt werde.

Unter jenen Gewissenlosen verstehe ich alle Wucherer überhaupt, zuvörderst

aber die, welche in gemeinschaftlichem Verständnisse durch Aufkauf und Zurückhaltung der Produkte häufig künstliche Theuerungen erzeugen, und dann jene, die bald mit größern, bald mit kleinern Geldmitteln zum Schaden der Menschheit arbeiten; sie, deren Arbeit darin besteht, daß sie bei Gleichgesinnten Umfrage halten, wo sich ein Geschäftsmann in Noth befinde, an den man sich in dem Scheine zu helfen drängen und ihn dann rasch ruiniren könne. Solche Menschen geben Credit unter gesetzlich verbotenen und dem Schuldner schädlichen Bedingungen; übermäßige Interessen fordern sie für jeden kleinen Verzug und wer mit ihnen anbindet, ist in ihren Händen bald das, was eine Mücke in dem ausgespannten Netze der Spinne. Von der Umstrickung solcher Gottloser befreit gewöhnlich nur der Tod, den Kummer, Sorgen, Schande und gänzliche Verarmung auch dem kräftigsten Körper verfrüht bereiten.

Sind nun auch alle wucherischen Contrakte moralisch verpönt und civilrechtlich verboten, so werden doch täglich von

der Noth und der rathlosen Hilflosigkeit derartige Contrakte angenommen, und ohne Uebertreibung kann man sagen, daß dem Wucher tausend Opfer fallen, bis das Gesetz, trotz seiner Wachsamkeit, Gelegenheit findet, ein strafrechtliches Urtheil über einen ihm zur Kenntniß gebrachten Wucherer zu fällen.

So kommt es dann, daß diese Blutegel der Menschheit mit ziemlicher Sicherheit ihr Unwesen treiben können; in buchstäblichem Sinne arbeiten sie jene, die sich ihnen hilflos überlassen, zu Tode, und wenn ein Wucherer vergnügt lächelt, so fließen gleichzeitig an einem andern Orte gewiß bittere Thränen, und wenn er gar spricht: „Heute habe ich mit Glück gearbeitet, vortreffliche Geschäfte gemacht, mit dem Verdienst bin ich zufrieden," so ward gewiß ein Anwesen zertrümmert oder eine Familie an den Bettelstab gebracht. Thränen, die nur auf dem Sterbebette versiegen, zertrümmerte Güter, gebrochene Herzen und bleiche Waisen, die den durch Wucher zu Tode gemarterten Eltern trost-

los in das Grab nachweinen, das sind die Wehmuth und Entrüstung erweckenden Resultate der Arbeit solcher Leute.

Mögen sich diese Verblendeten immerhin über den reichen Verdienst, welchen ihnen ihre fluchwürdigen Handlungen in die Hände liefern, freuen, das wahre Verdienst harret ihrer Jenseits; das Gericht Gottes wird den rechten Lohn für solche Missethäter aussprechen; als erdrückender Berg wird dieser Lohn auf die Herzen jener fallen, die unter Arbeit — die Qual des Nächsten und unter Verdienst — den Ruin des Nebenmenschen verstanden.

Obgleich ich nur mit Widerwillen auf den eben erwähnten gesetzlosen Erwerb zu sprechen kam, so durfte ich es doch um so weniger unterlassen, als die gesetzlose Erwerbssucht bereits epidemisch geworden zu sein scheint.

Mancher unbescholtene Mann, der schon von früher Jugend emsig und fleißig arbeitete, außer einem anständigen Auskommen jedoch zu keinem Reichthume gelangen konnte, wird, ehe er's sich versieht,

von dem Hauche dieser Epidemie getroffen. Es kommt, um ein Beispiel anzuführen, ein Bekannter zu ihm und sagt ihm, es suche Jemand Geld gegen Entrichtung von sehr starken Procenten, die er sich überdies gleich beim Kapitalsempfange abziehen lasse. Der Posten sei sicher, heißt es, und die Rückzahlungsfrist eine kurze.

Nach einigem Zögern läßt sich nun der Mann zu dem Geschäfte bereden, denn er sieht ein, daß er auf diese Weise ein recht annehmbares Sümmchen erwerben könne. Am Verfalltage erhält er nun statt des ausgeliehenen Kapitals jene bedeutenden Zinse, die er anfänglich am Darleihen abgezogen, nun in Baarem mit der Bitte, noch ein paar Monate zuzuwarten. Erfreut streicht er die Procente ein; die Sache wiederholt sich noch einigemale so und nach endlicher Zurückzahlung der Schuldenpost erkennt er unter freudigem Erstaunen, sein Kapital habe sich, nach Umfluß von kaum einem Jahre, beinahe verdoppelt. Das sind Geschäfte, denkt er da und, plötzlich von

Gewinnsucht erfaßt, hält er nun Umfrage, wo man unter ähnlichen Bedingungen ein Kapital an Mann bringen könne. Da nun das gewöhnlich nur von Leuten zu erfahren ist, die in der früher erwähnten Weise zum Schaden der Menschheit spekuliren, so sucht er die Orte ihrer Zusammenkunft auf; jede Lippe redet dort das Gift der Sünde und es kann nicht fehlen, daß der früher unbescholtene rechtliche Mann alsbald in moralischer Beziehung eine bedauerliche Veränderung erleide. Früher an werkthätigen Fleiß gewöhnt, betrachtet er nach dieser seiner bedauerlichen Umwandlung seinen eigentlichen rechtlichen Broderwerb als Nebensache und unter Geldspeculationen hat er gar keine Zeit mehr, an den lieben Gott zu denken; wie früher im Gebetbuche, liest er jetzt täglich mit voller Aufmerksamkeit den Curszettel. Die Stimme des Gewissens, die ihm zeitweilig sagt, seine Arbeit sei keine Gott wohlgefällige, beschwichtigt er mit dem üblichen: Ei was, man muß leben, wobei er nicht bedenkt, daß er auch sterben müsse und

daß jene allen Grund haben, auf dem Todtenbette zu verzweifeln, die, statt zum Heile des Staates, zum Schaden ihrer Mitmenschen und zum Aergernisse Gottes arbeiteten, die göttliche Abstammung ihrer Seelen gänzlich verleugnend.

Es steht geschrieben: Wenn der Herr das Haus nicht baut, so arbeiten die Bauleute umsonst. Hieraus geht nun hervor, daß, wenn Gott unsere Arbeit nicht segnet, alles Bestreben zur Erlangung eines wahrhaftig dauernden Glückes vergeblich sei. Kann nun der Herr die Arbeit des Wucherers segnen? Nein, gewiß nicht; gewiß baut er den herzlosen Bedrückern ihrer Nebenmenschen die Häuser nicht; sie arbeiten daher umsonst, das heißt, ohne den Segen des Himmels und nicht für das Heil ihrer Seelen, sondern lediglich für ein scheinbares irdisches Glück, das gleich ihnen selbst Staub und Asche wird. In der Hand solcher Menschen ist der Reichthum ein Fluch, dessen entsetzliche Früchte sich häufig auf Kinder und Kindeskinder forterben.

Der Reichthum, der in der Hand solcher Ungerechter zum Fluche wird, ist jedoch in der des Gerechten, des wahren Christen, ein nie versiegender Quell des Segens, das Mittel zur Erreichung der edelsten Zwecke, durch welche die eigene geistige Bildung erleichtert, das Gemeinwohl gefördert und die Noth der Nebenmenschen gelindert wird; nur als solches Mittel gestattet die Moral das Streben nach Reichthum, und jene Verblendeten, welche den Reichthum zum alleinigen und höchsten Ziele ihres Strebens machen, treten die Menschenwürde gleichsam unter die Füße; Religion und Moral warnen gar ernst vor dem Mißbrauche des Reichthums und dieser Mißbrauch wahrhaftig ist eines jener Hauptübel, an welchem die Welt schwer krank darniederliegt. Gründlich heilen kann hier nur die Religion, die praktische Ausübung des Christenthums, vereint mit dem zur Richtschnur des Lebens gemachten wohlverstandenen Satze: „Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott!"

IV.

Geistige Arbeit.

Jedes Samenkorn, es sei groß oder klein, bringt eine genießbare oder ungenießbare, eine gesunde oder schädliche Frucht hervor. Was das ausgestreute Samenkorn im Erdreiche, ist der ausgesprochene Gedanke in dem Bereiche der Wissenschaft — der geistigen Arbeit —, und wie edle, den Geist und das Herz wahrhaft stärkende und erhebende Worte die Neigung zum Guten wachrufen und anpflanzen, ebenso bringen schädliche Worte und Schriften gefährliche Grundsätze unter die Jugend und unter das Volk.

Auch nur ein klein wenig Gift im Leibe verursacht dem Körper Schmerzen und ebenso bahnt auch nur ein wenig dem Herzen eingeimpfter Haß und Feindschaft gegen die göttliche und weltliche Ordnung das Verderbniß der Seele an.

Als Professor Hegel *) anfing, in Deutschland seine dunkeln Lehren vorzutragen, von denen er selbst auf dem Sterbebette sagte, daß sie von seinen Schülern nicht begriffen wurden, und um die das Volk sich damals nicht im mindesten bekümmerte, ahnte Niemand, daß dieses philosophische System durch unberufene Nachbeter popularisirt werden und in die Massen übergehen würde, selbst ohne daß diese die Quellen kannten, welche den Gottesfunken der christlichen Religion in ihrer Brust auslöschten, sie einer völligen Glaubenslosigkeit überliefernd, durch welche alle sittlichen Antriebe verloren gingen und nichts übrig blieb, als das Streben nach Erwerb und Selbstsucht.

Der Umfang des Uebels hat zwar alle vorhandenen bessern Kräfte in rege Thätigkeit gebracht, um einen Umschwung zu bewirken und die Richtung wieder zu gewinnen, welche einzig den Menschen seinem höhern Ziele entgegenzuführen

*) Geb. zu Stuttgart 1770, gest. an der Cholera zu Berlin 1831.

vermag, aber es hält unendlich schwer, so große Verluste wieder zu ersetzen.

Wie Moses das Volk, das er aus Egypten führte, nicht nach Kanaan zu bringen vermochte und beim Umherziehen in der Wüste erst ein neues starkes Geschlecht heranbildete, das sich die Heimath der Väter eroberte, so muß auch in unsern Tagen zuvörderst auf die Jugend eingewirkt werden, wenn anders ein neuer wahrer Völkerfrühling aufgehen und die lange verkümmerten Früchte — warme Anhänglichkeit an Gott, an Fürst und Vaterland — zur Reife kommen sollen. Die Kirche und die Schule in Verbindung mit rechtlichen, gewissenhaften Schriftstellern sind nun zuvörderst berufen, für diesen Zweck die äußersten Anstrengungen zu machen; dennoch aber werden diese da nur eine geringe, ja sogar gar keine Wirkung erzielen, wo täglich in den Familien das Gift der schlechten Presse eingenommen und selbst die unglücklichen Sprossen solcher gewissenloser Eltern damit gefüttert werden.

Ich sagte vorhin, daß die Hegel'schen

Lehrsätze, welche die Persönlichkeit Gottes und eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode läugnen, die Persönlichkeit Christi in eine religiöse Idee auflösen und das Evangelium für eine Mythe erklären, eine Menge unberufener Nachbeter gefunden haben, und es ist nicht zu verwundern, wenn man alle abgeschmackten Denker, alle Glaubenszweifler, alle gewissenlosen sogenannten Moralisten, wie alle ultraliberalen Politiker als der Hegel'schen Philosophie angehörend oder aus ihr hervorgegangen bezeichnet, da es eben Princip dieser Schule ist, kein Princip zu haben.

Licht und Finsterniß, Wahrheit und Irrthum, Aufklärung und Umnachtung — welch' vielbedeutende, viel gebrauchte und zahllos oft mißbrauchte Worte!

Wer, frage ich, dürfte sich wohl mit Recht rühmen: „Ich wandle im Lichte und die Schatten der Finsterniß sind gänzlich von mir gewichen!" wer könnte mit Recht von sich sagen: „Ich erkenne die Wahrheit überall und die Trugbilder des Irr-

thums vermögen nichts mehr über mich?" wer dürfte sich brüsten mit Recht — denn des Rühmens ohne Grund und Recht fehlt es wahrlich nicht in unsern Tagen — „ich habe mich emporgerungen zu den höchsten Höhen wahrer Aufklärung und die verdüsternden Nebel der Welt liegen tief unter der Sohle meiner Füsse?"

Ich sage, Niemand ist so zu thun mit Recht im Stande, und wo aus lärmenden Haufen das Siegesgeschrei der höchsten Aufklärung unter hoch gehaltener Fahne principienloser Neuerungssucht ertönt, so ist es nichts weiter als Kirchenstürmerei; ein Dämon, welcher die Religion, die Throne, das Eigenthum, den Frieden der Völker wie den des Familienkreises empfindlich bedroht, selbst der Kinderwelt nicht schonend, die nach dem Principe der Urlüge zu verwerflichen Zwecken mit dem Gifte des Stolzes und ewiger Unzufriedenheit eingeimpft und so zu spätern gewissenlosen Thaten vorbereitet werden soll.

Was nun aber eitler Dünkel, menschliche Befangenheit und blinde Parteilichkeit so laut ausrufen, das prüfet ruhige Umsicht, stille Bescheidenheit und unparteiische Gerechtigkeit gar ernst und strenge; sie fragen nämlich zuvörderst nach den Beweisen jenes vielgepriesenen Lichtes, jener ruhmrednerischen höchsten Aufklärung, als da sind: Ein vernünftiger und doch kindlicher Glaube, eine ungeheuchelte apostolische Liebe, welche die Menschheit nicht täuschen, sondern wirklich beglücken will; eine beruhigende und doch nimmer wankende Hoffnung, kurz ein echt christlicher Sinn und was der nothwendig zur Folge hat: Wahre Eintracht und Glückseligkeit unter den Menschen.

Seht nun, Söhne Bayerns, da scheint's, als käme die Zeit mit sich in Widerspruch, denn neben der stolzen Zuversicht, die selbstlobrednerisch sich preist und von aufgeklärten Zeiten faselt, zeigt sich zugleich viel kleinmüthige Unzufriedenheit, die nur immer klagt über den Druck und die Verwirrnisse der Zeit, so daß man zu dem Glauben veranlaßt

wird, wahre Aufklärung und wahre Glückseligkeit stehen doch noch nicht gar so eng verschwistert beisammen. Daß hier ein Irrthum obwalten müsse, leuchtet wohl Jedermann ein und ruhige Beobachter der Zeit und ihrer untrüglichen Erscheinungen werden zu dem Punkte gedrängt, wo sie offen und ehrlich bekennen müssen, es sei mit dem gar vielen Lichte, das in der Gegenwart leuchten soll, häufig nur eitles Rühmen und leeres Wortgepränge und in der Regel sei es auf der Seite am dunkelsten, wo man sich auf die vermeintlich errungene Tageshelle am meisten zu gut thue.

„Läugnet, was euch gefällt," werden an dieser Stelle die principienlosen Neuerungssüchtler rufen, „das Schicksal eurer Kirche ist eben so wenig zweifelhaft, wie das der Throne; die Begriffe über das Eigenthum läutern sich auch immer rascher zum Schaden der Besitzenden und ehe ihr, die ihr thöricht dem Fortschritte entgegenarbeitet, es euch verseht, wird aus blutigem Roth ein neuer Völkermorgen in die Welt hereindämmern; bei den Strah-

len dieser aufgehenden Sonne werdet ihr entsetzt nur mehr die Trümmer eurer Kirchen, eurer Throne und das sogenannte Eigenthum gleichmäßig vertheilt erblicken!"

Nach dieser phrasenhaften Prophezeiung hätten wir nun zuvörderst für das Schicksal unserer Kirche, für den angestammten Herrscherthron und für das, was wir unser Eigen nennen, zu fürchten, und ich setze mir hier die Aufgabe, diese drei angeblich bedrohten Dinge näher zu beleuchten.

Die größte Beruhigung wegen der fernern Schicksale der Kirche Christi, deren Erhaltung eben so offenbar das Werk der göttlichen Allmacht ist, wie deren Gründung, schöpfen wir aus der Erfahrung — aus der Geschichte. Wie vielmal schien diese heilige Kirche in dem Laufe von achtzehn Jahrhunderten nach allen menschlichen Ansichten schon ohne Hilfe verloren und nahe daran, vom Sturme verschlungen und vernichtet zu werden. Und ist sie nicht, frage ich, sozusagen selbst aus dem Grabe, das man ihr bereitet, immer wieder triumphirend

und glorreich emporgestiegen? Verfolget die Geschichte dieser heiligen Kirche durch alle Jahrhunderte und sehet, ob ihre größten Bedrängnisse nicht immer das Vorspiel und Zeichen ihrer größten Siege waren; ob nicht jeder ihrer Feinde in dem Augenblicke fiel, da er ihr den Todesstoß versetzt zu haben glaubte und sich dessen bereits zu rühmen erkühnte.

Um das recht zu veranschaulichen, versuche ich es, einige Züge des großartigen Gemäldes zu entwerfen, welches uns die Jahrbücher dieser immer verfolgten und immer siegreichen Kirche darstellen.

Betrachtet diese Kirche nun zuerst im Streite mit der Synagoge und den empörten Juden. Jesus Christus war bereits unter ihren Streichen erlegen. Fünfzig Tage waren verflossen, seit der Gekreuzigte, mit den Verwünschungen seines ganzen Volkes beladen, seinen heiligsten Geist ausgehaucht hatte; fünfzig Tage waren verflossen, seit sein Leichnam in das Grab eingeschlossen und der Stein, der dasselbe bedeckte, mit dem Siegel der Landesobrigkeit versiegelt worden war.

Die schüchternen Jünger des grausam hingemordeten Meisters wagten es nicht, sich zu zeigen; der Name „Jesus" wurde nicht mehr genannt und in ganz Jerusalem hörte man keine andere Stimme als die seiner Feinde; es gab keine andere Macht als die ihrige. Alles ist also gelungen und die neue Religion ist vollständig mit ihrem Urheber in das Grab gesunken; so glaubte die triumphirende Synagoge. Da erscholl plötzlich ein Ruf der Auferstehung in der Gottesmörderischen Stadt; feurige Zungen schwebten vom Himmel nieder und die früher zaghaften Apostel traten nun, von einem göttlichen Geiste durchdrungen, öffentlich auf. Sie sprechen auf einmal in allen Sprachen und verkünden mit unerschütterlichem Muthe, daß der Gekreuzigte lebe, daß sie Ihn gesehen haben, daß Er der durch die Propheten angekündigte Messias sei und daß man Ihn anbeten müsse. Glänzende Wunder bestätigten ihre Aussagen, die alsbald geglaubt wurden; die Mörder des Heilandes bekehrten sich zu Tausenden, das Volk eilte

schaarenweise den Schritten der neuen Prediger nach und die erste christliche Kirche wurde so in Jerusalem im Angesichte des Kalvarienberges gegründet. Mit wahrhaft elektrischer Schnelligkeit bildeten sich noch andere in ganz Judaea; die Synagoge knirschte vergeblich, und während sie verwirrt, betäubt und tödtlich getroffen, sich noch einige Zeit sträubte, stürzte sie alsbald zusammen; Stadt und Tempel fielen mit ihr. Das jüdische Volk wurde auf der ganzen Erde zerstreut und das Evangelium verbreitet unter allen Zonen und unter allen Völkern.

Welch' ein Sieg! Gab es wohl je einen schnelleren und wunderbareren? aber gab es auch je eine tiefere Erniedrigung wie die vorangegangene war?

Gehet nun mit mir weiter und richtet euer Auge auf einen andern, weit schrecklichern Feind dieser Kirche; es war dieß die ganze römische Welt, die sich gegen zwölf arme Fischer des Seees Genesareth verschworen, welche sich unterfingen, den Erdkreis unter das Joch des Gesetzes Jesu Christi, ihres Meisters, beugen zu

wollen. Die ganze Macht der Cäsaren, das ganze Ansehen des Senates, der Oberpriester der Obrigkeiten, alle Blendwerke der falschen Götter, alle Kunst der Schriftsteller und Sophisten, die Stärke der Heere, der blinde Haß der Völker, die Grausamkeit der Henker, der Schrecken der Qualen, der Foltern und des Blutdurstes wilder auf wehrlose Menschen losgelassener Thiere, das Alles wurde während dreihundert Jahren angewendet, um die Religion in ihrer Geburt zu ersticken und der Abgötterei den Triumph zu sichern.

Endlich, nachdem man so alle grausamen und entsetzlichen Mittel angewendet und mit wahrhaft teuflischer Beharrlichkeit an den Anhängern Christi verschwendet hatte, schien eine letzte allgemeine und bei weitem wüthendere Verfolgung, als alle übrigen waren, den Wunsch und die Absicht der Verfolger erfüllt zu haben. Man schmeichelte sich, das Christenthum sei in den zum Himmel aufdampfenden Strömen des vergossenen Blutes ertränkt, und man verkündete

feierlich, der verhaßte Gottesdienst sei von der Erde vertilgt. Blättert in der Geschichte und blicket hin auf die prunkvollen Denkmäler, die man damals aufrichtete, um das Andenken eines so historisch merkwürdigen Ereignisses zu verewigen. Leset die stolzen Inschriften: „Diokletian, dem neuen Jupiter, und Maximian, dem neuen Herkules, für die Vernichtung des christlichen Namens und die vollständige Ausrottung des Aberglaubens Christi." Blättert nun weiter, so werdet ihr finden, daß der junge Constantin im Angesichte dieser neu errichteten Denkmäler, selbst noch Heide, durch einen geheimnißvollen Traum und ein himmlisches Zeichen belehrt, das Kreuz an seine Fahne heftete, als Sieger in Rom einzog und daselbst das Zeichen des Heils aufpflanzte. Als Constantin so gethan, warf sich Alles nieder, die Freude einer plötzlich wahren Erkenntniß brach sich Bahn, und die erstaunte Welt fand sich da im Christenthume wieder, wo tausend Blutzeugen auf Befehl der Tyrannen unter den Händen fühlloser Henker

zu Tode gemartert oder von wilden Thieren in Stücke zerrissen worden waren.

Von da an ging das Heidenthum und seine Herrschaft unter, das wieder aufzurichten der gottlose Julian sich umsonst bemühte, und das heidnische Rom, die Gebieterin der Völker und der Mittelpunkt der Abgötterei, ging ein Jahrhundert später selbst zu Grunde, um für immer dem christlichen Rom Platz zu machen.

Den Streit, welchen die Synagoge und später die ganze römische Welt gegen die christliche Kirche geführt hatte, setzten in der Zeitfolge massenhaft auftauchende und gegen einander erbitterte Sekten, die Würde und Göttlichkeit Christi läugnend, mit ungestümer Heftigkeit fort; Arianer, Nestorianer, Donatisten, Pelagianer, wer könnte sie alle nennen und wer sich ohne Schauer des furchtbaren Sturmes erinnern, den sie erregten. Ueberall donnerte Altar gegen Altar, Kanzel gegen Kanzel, Hirt gegen Hirt und Heerde gegen Heerde. Die Finsterniß verdunkelte das Licht des Glaubens, und die Gemüther der Anhän-

ger Christi waren gewaltig erschüttert und zaghaft. Die Urlüge schien zu siegen über das Evangelium und die Christuslehre sich aufzulösen in einer allgemeinen Verwirrung.

Da setzte Gott der Herr, der nicht wollte, daß die Nacht sich die Herrschaft über den Tag anmaße, diesem wüsten Treiben ein: „Bis hieher und nicht weiter." Die Begriffe fingen an, sich zu läutern, das Wahre schied sich von dem Falschen und gleich wilden Strömen entschaarte sich die Rotte der Gottesläugner, während die Kirche, immer unerschütterlich, auf dem Felsen, auf den sie gebaut worden, beherrschend über das Meer der menschlichen Leidenschaften und Irrthümer emporragte, unbekümmert um die Wogen, die nie aufhörten, sie zu umtosen und sich an ihrem Fuße zu brechen.

Während so das Christenthum mit Eifer und Ernst immer weiter ausgebreitet wurde, bereitete die falsche Wissenschaft die Trennung der abendländischen von der morgenländischen Kirche vor. Man sah eine ausgebreitete Gesellschaft

von Gelehrten entstehen, zu dem öffentlich gestandenen Zwecke, die von Gott erleuchteten Schriftsteller der Unwissenheit und des Betruges zu überweisen. Diese anmaßenden Menschen theilten das ganze Reich der Wissenschaft unter sich und widmeten sich fast unermeßlichen Arbeiten. Sie befragten die Alterthümer der Völker, die Gesetze der Natur, den Lauf der Gestirne, den Umlauf des Erdballes, die Bewegung der Ströme und der Meere und alle belebten und leblosen Wesen zugleich. Es gab keinen Tag mehr, an dem nicht neue Entdeckungen, neue Gründe gegen die göttliche Offenbarung und immer augenscheinlichere Beweise von ihrer Unvereinbarkeit mit den zuverlässigsten Kenntnissen und den unbestreitbarsten Thatsachen aufgefunden wurden. Egypten sandte seine auf Stein gegrabenen Sternbilder aus und das Morgenland seine berühmten Zeittafeln, um Moses und die Traditionen zu widerlegen und die göttliche Weisheit mangelhaft zu finden. Das ganze Glaubensgebäude schien in Trümmer zu gehen und

man fing schon an, sich zu wundern, daß die Welt so lange Zeit die vermeintlich handgreiflichsten Irrthümer für Wahrheit halten konnte. Man ergoß sich in einem unerschöpflichen Lobe dieser außerordentlichen Männer, deren heller Geist und tiefes Wissen endlich das Menschengeschlecht von seinem falschen Glauben und die Vernunft aus ihrer langen Kindheit reißen werde.

Was geschah nun aber? Die nämlichen fortgesetzten Nachforschungen, dieselben tiefern Studien ließen einsehen, daß diese gepriesenen Männer selbst durch die gröbsten Täuschungen betrogen waren. Die so weit und mit so großen Kosten hergebrachten Denkmäler, die sie als Waffe für ihre Systeme gebrauchen wollten, zeugten gegen dieselben und richtige Berechnungen und schärfere Beobachtungen führten endlich mit Gewalt auf die heilige Schrift, auf ihre Erzählungen, auf ihre Zeitangaben und auf ihr unerschütterliches Ansehen zurück.

Welche Beschämung der falschen Wissenschaft! welch' ein Triumph der Kirche

und wie sehr war sie nachher berechtigt, auszurufen: „Wo sind nun, ihr Gelehrte, euere Speculationen und euere Entdeckungen? wo sind eure Weltentstehungslehren und eure Systeme?*)

In Folge späterer Wirren und Spaltungen und eines darauf folgenden langen Friedens hatte man die alten Kämpfe der Kirche vergessen; vergessen alles Blut und alle Anstrengungen, die es sie gekostet hatte, die Religion des wahren Gottes auf der Erde zu gründen. Alles, was die Geschichte von den ehemaligen grausamen Verfolgungen und von dem Heldenmuthe der Gläubigen erzählt, ward durch eine ungläubige Welt unter die Uebertreibungen und Fabeln verwiesen. Trotz der in Erfüllung gegangenen Prophezeiungen, die Kirche Christi werde stets unter den furchtbarsten Verfolgungen siegreich bestehen, hörte der überschnappte Verstand der Zeitphilosophen

*) Ubi sapiens, ubi scriba, ubi conquisitor hujus seculi? (Cor. 1. 20.)

nicht auf, zu verkünden, daß die einzige Ursache der Uebel des Menschengeschlechtes der Aberglaube wäre, d. h die Religion, die uns Jesus Christus der Herr geoffenbaret. Mit frecher Stirne wurde die Behauptung festgestellt, daß, wenn einmal das Joch dieser Religion zertrümmert und die Vernunft des Menschen als die alleinige Gottheit anerkannt wäre, man das goldene Zeitalter der aufgeklärten und freien Nationen neu aufblühen sehen würde. Eine verdorbene, ungläubige Nachkommenschaft glaubte an dieses Versprechen und man seufzte mit Sehnsucht nach dieser großen Umwälzung, welche dadurch, daß sie die Existenz Gottes als Fabel erklärte, die Gesellschaft blühend und glücklich machen sollte.

Die schrecklichste Strafe für einen solchen entsetzlichen Wunsch war — die Erfüllung desselben zuzulassen. Der Himmel ließ sie in seinem gerechten Zorne zu und eine Erfahrung, deren Schrecken gar nicht zu beschreiben sind, wurde gemacht. Man verbannte die Religion und hob ihren Cultus und ihre Gesetze auf;

ihre Diener, für welche die Palme des neuen Märtyrerthums zur Blüthe kam, wurden verfolgt und zu Tausenden hingeschlachtet. Gott hatte keine Altäre mehr und eine wild rasende Vernunft bekam Tempel.

Die ganze Welt weiß, was daraus erfolgte, und da es nicht meine Absicht ist, dieses grauenvolle Gemälde noch einmal zu zeichnen, so wird es genügen, zu sagen, daß in dem Augenblicke, in dem die Trennung zwischen Himmel und Erde ausgesprochen war, in der moralischen Ordnung etwas dem ähnlich geschah, was in der Ordnung der Natur sich ereignen würde, wenn die Leuchte des Tages erlöschte und die Elemente sich vermengten.

Europa, durch ein fünfzehnhundertjähriges Christenthum auf den Gipfel der Bildung gekommen, stürzte plötzlich in die tiefsten Abgründe der Barbarei; es fand sich keine Wohlanständigkeit, keine Ordnung, keine Menschlichkeit mehr, noch irgend eine Form eines Verbandes. Die wildesten Völker würden erröthen über die Sitten, die damals zur Geltung

kamen, über die Sprache, die damals geführt wurde, und über die Gesetze, welche Ströme Blutes vergossen. Die Welt war nur mehr das Bild des Chaos und der Hölle; es war so entsetzlich dieses Bild, daß die Gottvergessenen vor ihren eigenen Werken erschracken. Sie entfärbten sich, denn der Abgrund, den sie für zahllose Opfer gegraben, fing an, sie nun selbst zu verschlingen. Ohne Hoffnung, den Verheerungen des wilden Stromes Einhalt zu thun, dessen Dämme sie mit frevelhafter Hand selbst eingerissen, riefen sie nun, um das eigene schlechte Leben bangend, die nämliche Religion zu Hilfe, welche sie mit Spott übergeifert und zu vernichten sich alle Mühe gegeben hatten. Mit den eigenen, in Folge der innern Todesangst zitternden Händen öffneten sie die Tempel des Herrn wieder, welche ihre Wuth wohl geplündert, noch nicht aber zerstört hatte, und siehe da, von dem Augenblicke an wurden die Uebel weniger. Selbst die unversöhnlichsten Feinde Gottes und seiner heiligen Kirche wurden so zu dem Geständnisse gedrängt,

daß die Religion zur Wohlfahrt der Völker unumgänglich nöthig sei.

Welch' eine ehrfurchtsvolle Anerkennung! welch' feierlicher Widerruf so vieler Verläumdungen! welches Geständniß der Unmacht, in der man war, ohne den Glauben an Gott, die Sitten, die Bürgertugenden und die Lebensfähigkeit des Staatskörpers selbst zu erhalten!

Was man nun ferner nicht läugnen kann, ist dieß, daß die Rückkehr zur Religion gerade auch die Epoche der Wiedergeburt der Wissenschaften, der Studien, des Handels, der Industrie, der Künste und aller Dinge war, für die man heutzutage so viel Eifer zeigt und die mit allen übrigen unter der Herrschaft principienloser Gottesläugnerei zu Grunde gegangen waren.

Aus dem hier Gesagten, was sich in allen Theilen auf unläugbare Facta der Geschichte stützt, müsset und werdet ihr erkennen, daß wir keinen Grund haben, ob der Schicksale der Kirche Christi zu zittern; zittern wir vielmehr für uns selbst, wenn wir den Gesetzen der Reli-

gion nicht treu genug sind, noch lenksam genug für ihre heilsamen Lehren, und als Frucht dieser Abhandlung verdoppelt, ihr Söhne Bayerns, die Ehrfurcht und Liebe zu Gott und zu seiner heiligen Kirche, die ewig, wie bis daher, trotz ihrer zahlreichen Feinde bestehen und auch ferner glorreich über die schon oft beschämte falsche Wissenschaft triumphiren wird.

Verschließet daher, charakterfest und dem Taufeide treu, für die ganze Dauer eueres Lebens der Urlüge das Ohr, die sich immer und immer unter den verschiedenartigsten Gestaltungen als beharrlicher Feind Gottes und des die Völker beglückenden Friedens wiederholt. Entweder Gott und seine heilige Kirche oben an — entschieden und unbedingt — oder die Welt kehrt sich von Unterst zu Oberst, wie in jener Schlußperiode des vorigen Jahrhunderts, wo die wild rasende Vernunft die Menschheit dadurch beglücken wollte, daß sie Gott abschaffte und die Heiligen und Blutzeugen Christi vermessen aus dem Kalender strich.

In Gottes Hut steht frommer Muth! An dieser Stelle wiederhole ich diese bereits gebrauchten Worte: „Nähret diesen Muth in euern Herzen, denn er ist wahrhaftig der beste Schild und die sicherste Waffe gegen jene Rotte, die den Himmel stürmen, die Kirchen des lebendigen Gottes zertrümmern, die Throne umstürzen und die irdischen Güter denen rauben möchte, die dieselben unter Mühe und Fleiß, unter Wagniß und Gefahr im Schweiße ihres Angesichtes redlich sich erwarben?

Ja, Söhne Bayerns! nähret den frommen Muth, von dem ihr beim Durchblättern der vaterländischen Geschichte so rührend erhabene Beispiele aufgezeichnet findet; jenen frommen Muth, der dem Hause Wittelsbach, obgleich oft an den Abgrund des Verderbens gedrängt, stets wieder Rettung, Sieg und Ruhm verlieh. Als ein Hort des Rechtes erhebt sich auch jetzt, bei so gewitterschwangerer Zeit, Wittelsbachs Thron über den bayerischen Gauen und wo Religion, ein hochherziger, dem gesetzlichen Fortschritte hul-

digender König, das Gesetz, Bürgertreue und ein opferwilliges Heer über dem Wohle des Volkes wachen, hat gewiß kein bayerischer Unterthan für sein Vaterland oder für sein Eigenthum zu zittern. Vorsicht aber ist trotzdem doch allenthalben nöthig, denn obwohl mit Blei und Schwert oft schon aus dem Felde gejagt, hat sich die Lüge — die Vergifterin der guten Sitten, der Vaterlands- und Fürstenliebe und der Anhänglichkeit an Gott und an die ewigen Wahrheiten — in ihr altes Bollwerk, in die schlechte Presse, zurückgezogen. Von dort aus wirkt sie nimmermüde, denn sie vertauscht nur zeitweilig den Dolch mit der Feder, nie aber giebt sie den Kampf auf; sie entweiht die Wissenschaft und mißbraucht die geistige Arbeit, die berufen ist, die Jugend und das Volk zu belehren, religiöse, praktische, patriotische und gemeinnützige Grundsätze anzupflanzen, in der schamlosesten und gleichzeitig in der unverantwortlichsten Weise. Statt Beruhigung schafft sie Zwietracht; statt Demuth und Gottvertrauen predigt sie Aufruhr; statt

zur Achtung der Gesetze zu mahnen, rüttelt sie nimmermüde an ihrem Baue; statt zur Treue ermuntert sie zum Eidbruche, kurz, Geistesreichthum, wo nur die Vernunft dictirt und das Herz nicht bei Gott ist, schadet im Allgemeinen noch weit mehr, als das Kapital in der Hand der Wucherer, denn hier ist es nicht wie bei den Letztern, auf finanziellen Ruin allein, sondern auf die Zustandebringung einer totalen geistigen und religiösen Verarmung abgesehen. Diese Sittenverderbniß, mit Vorbedacht und Ueberlegung ausgeführt, hat bereits zahlreiche Opfer gefordert, und von Jahr zu Jahr mehren sich Betrug und Bankerotte, unerhörte Diebstähle, Todtschläge, Raubmorde, Unsittlichkeits-Verbrechen, Vergiftungen und Selbstmorde. Des Glaubens und jedes besseren Grundsatzes bar, wollen nämlich gar viele Verblendete und von dem rechten Wege Abgekommene nicht mehr arbeiten und doch Geld haben, und weil man durch die Wächter des Gesetzes verhindert ist, offen zu predigen: „Das Eigenthum ist Diebstahl,“ so

wählt man eben den kürzern Weg und bringt diese dem Pfuhle der Hölle entstiegene Lehre vermessen und ohne Gottesscheu in Ausführung.

Und die schlechte Presse, wie geberdet die sich bei solchen Vorkommnissen? Sie erzählt solche Gräuel mit innigem Wohlbehagen und nimmt nicht selten Partei für solche schwere Sünder und Verbrecher, die sie — Unglückliche nennt.

Das ist jedoch noch bei weitem nicht das Schlechteste, was diese verabscheuungswürdige Presse sich erfrecht, denn sie scheut sich ja nicht einmal, offen den Fürstenmord zu predigen und solche Unthaten der Unwissenheit gegenüber in eine Art Cultus zu hüllen.

Stoßet deßhalb jene schmutzigen, ehrlosen, der Kirche, dem Throne und euerm Vaterlande feindlichen Blätter und Bücher von euch; leset sie nicht, denn selbst wenn ihr, was ich unbedingt voraussetze, den schlechten Text nicht billigt, streut er euch doch Gift in die Seele. Die geistige Arbeit gewissenhafter Volksbelehrer aber, die während des Schaffens

den Gedanken bei der Logik, das Herz bei Gott und den redlichen Willen, wirklich zu nützen, haben, die nehmet zur Hand und stärket und stählet euern Charakter, der Lüge und der Verführung gegenüber.

V.

Die Wichtigkeit der Zeit.

Der vornehmste Endzweck des Menschen soll sein, weise, tugendhaft und glückselig zu werden. Die Mittel dazu sind, daß man das Böse meide, viel Gutes sich aneigne und in Ausübung bringe, sich nach dem Beispiele Rechtschaffener achte und den Fleiß mit der Frömmigkeit verbinde.

Das Mittel, die Gesundheit zu erhalten, ist Mäßigkeit und Ordnung. Der Zweck des Kranken ist, gesund zu werden und die Mittel dazu sind Arzneien und ein wissenschaftlich gebildeter, gewissenhafter Arzt, der sie verordnet; unrichtige Mittel sind meistens solche, welche theils betrügerische, theils unverständige Menschen uns anrathen. Ebenso verhält es sich mit den Krankheiten in dem Bereiche der Moral, und so habe ich mir

denn in diesem Kapitel vorgenommen, rechtliche Mittel gegen eine wahre „Welt-krankheit" anzurathen und die Wahrheit dem Selbstbetruge gegenüber zur Geltung zu bringen; unter dieser Weltkrankheit verstehe ich die schlechte Anwendung oder die totale Vergeudung der Zeit, und ich werde daher von dem rechten Gebrauche und von der Wichtigkeit der Zeit reden, die häufig selbst von verständigen Menschen nicht so gewürdigt wird, wie sie gewürdigt werden sollte, was wohl unerklärlich, nichts destoweniger aber eine bedauerliche unläugbare Thatsache ist.

Um nun gleich in Mitte der Weltverkehrtheiten zu beginnen, sage ich, es vergeht wohl kaum ein Tag, an welchem nicht dieser oder jener Unzufriedene über die Steuern klagt, die man der Regierung zu entrichten habe, und da selten so einer eine energische Zurechtweisung erfährt, obgleich sich das von Rechtswegen gebührte, so will ich hier einschaltungsweise dieses Amt, vom moralischen Standpunkte aus, übernehmen.

In Bezug auf die Steuern, die bei

uns periodisch erhöht werden mußten, sage ich vorausschickend, es giebt keine Wirkung ohne Ursache, und da die wesentlichste Ursache für den jetzigen Moment die Kriegsbereitschaft ist, welche die Deutschland bedrohenden Verhältnisse erfordern, so dürfte über das, was die ungetheilte Zustimmung der Kammern erhalten, gar kein ferneres Wort verloren werden. Die staatsrechtliche Nothwendigkeit dictirte geradezu diesen Kostenaufwand zur achtunggebietenden Stellung und Erhaltung des Staates, — Dank der Weisheit unseres allgeliebten Monarchen, der das Drohende der Weltlage nicht verkennt und sich rechtzeitig zur Abwehr von Stürmen rüstete, die, wie die jüngste Erfahrung zeigt, nur periodisch sich scheinbar legen, um nach kurzer Rast mit neugesammelter wilder Gewalt verheerend durch die Länder zu stürmen.

Wundert sich, frage ich an dieser Stelle, wohl Jemand, wenn er der Brandassekuranz einverleibt, bei außergewöhnlich vielen Bränden im Lande mehr bezahlen muß, wie in minder heimgesuchten Jah-

ren? Grund zum Wundern giebt's da wenigstens keinen, denn jeder, der einen Vortheil haben will, muß auch zu dem Kapitalfond jener Gesellschaft, die ihm seine Habe sichert, etwas beitragen; ist nun aber jene Gesellschaft durch Unglücksfälle, veranlaßt von Fahrlässigkeit oder von verruchter Hand, so sehr in Anspruch genommen, daß sie sich den Bestand nur zu sichern vermag, wenn sie die Einzahlungen periodisch steigert, so hilft kein Murren etwas, denn um die allgemein wünschenswerthe Wirksamkeit nicht zu hemmen oder gar aufzulösen, sind dem hart mitgenommenen Kapitalstocke eben rasche und bedeutendere Zuschüsse nöthig. Das sieht wohl Jeder ein, und Alle werden sicherlich in dem gegebenen Falle lieber etwas mehr zahlen, als sich ausstreichen lassen, um dann auch leer auszugehen, wenn ihr Haus und ihre Habe von einem plötzlich ausbrechenden Brande in Schutt und Asche verwandelt werden sollte.

Wer nun willig zahlt, um ein mögliches Brandunglück für sich und seinen

Besitz minder fühlbar zu machen, der wird und kann bei Gott sich doch gewiß auch nicht aufhalten, wenn er in Folge der Kriegsbereitschaft — die früher nöthig war, um die Revolution zu bekämpfen, und die jetzt geboten ist, um mit dem Schilde vor der Brust drohende Gefahren furchtlos erwarten zu können — mehr zahlen mußte und muß. Unter welchen Gefühlen muß ein wackerer Soldat solche Aeußerungen über schwere Steuern anhören, der, wenn die Pflicht ruft, keinen Augenblick Anstand nimmt, mit seinem Blut und seinen Gliedern dem Vaterlande und seinem Fürsten gewiß die höchsten Steuern unter steten Entbehrungen und unausgesetzten Gefahren gehorsam und opferwillig zu bezahlen.

Höret daher, Söhne Bayerns, nie so etwas ohne eine ruhige, aber von dem Rechtsstandpunkte gebotene Entgegnung an und nennt auch nie Anderen nachredend den während der frühern Revolutionsperiode über manche Provinz verhängten Belagerungszustand einen Aus-

nahmszustand, denn der sogenannte Ausnahmszustand war eben der geregelte, gesetzliche; jener Zustand aber, welcher den Belagerungszustand herbeiführte, war der eigentliche Ausnahmszustand; ja er war eine schmachvolle Ausnahme der oft erprobten glorreichen bayerischen Treue, und wir wollen zu Gott hoffen, daß eine solche Ausnahme nie wiederkehre.

Ich wende mich nun wieder jener Stelle zu, wo ich den Faden, um eine mir nothwendig scheinende Erklärung zu geben, abriß und sage zuvörderst jenen, welchen die Entrichtung jeder Steuer, jeder Abgabe schwer fällt, daß die Bequemlichkeit und die Trägheit, der all' zu lange Schlaf, die falsch verstandene Erholung, Unmäßigkeit und Verschwendung die Unterthanen jedes Staates hundertmal höher besteuert, als der Staat es thun muß, um seine Gesetze, seine weisen Einrichtungen und Wohlthätigkeitsanstalten aufrecht zu erhalten, wodurch doch gewiß nur das allgemeine Beste gefördert wird.

Berechnet einmal, wie viele Procente der Mensch dem Nichtsthun abgiebt und wie viel Zeit er in nutzlosen Beschäftigungen oder in zeittödtenden und geldraubenden Vergnügungen verbringt.

Faulheit schmälert nun aber nicht blos das Einkommen, sondern sie kürzt auch die Frist des Lebens ab; sie, die Faulheit, ist für den Körper das, was der Rost für das Eisen; viel schneller nützt sie ab wie die Arbeit. Ein thätiger Mensch ist heiter, ein stets gebrauchter Spaten immer blank.

Zeitverschwendung ist wahrhaftig die größte Verschwendung, und Jene, welche über alle Gebühr lange dem Schlafe sich hingeben, kürzen ihre Lebensfrist durch einen Bewußtlosigkeitszustand, vorsätzlich herbeigeführt, ab; abkürzen sie die Zeit für Gewerbe und Gewinn, für die Vervollkommnung und Erreichung höherer Zwecke und werden so die Todtschläger unzähliger Stunden, die wohlangewendet ihnen von unberechenbarem Nutzen sein würden.

Im Friedhofe bekommt einst Jeder

Ruhe genug; möchte das doch wohl bedacht werden, dann würden sicherlich Alle die Stunden nützen und bei selbstverständlich vorhandenem Fleiße mehr und mit geringerer Schwierigkeit arbeiten, denn Faulheit macht alle Dinge schwer, rege Thätigkeit aber läßt uns selbst das Schwerste leicht erscheinen. Der Schritt der Faulheit ist ein so langsamer, daß der der Armuth ihn bald überholt, wo dann der Mensch aus dem Bereiche werkthätigen Schaffens in das der Wünsche übergeht; Fleiß hingegen braucht keinen Wunsch; wer aber von eiteln Hoffnungen leben will, muß Hungers sterben, denn es ist kein Gewinn ohne Arbeit denkbar, möglich.

Jeder, der ein Geschäft betreibt, ist gleichzeitig der Verwalter eines Gutes und Jeder, der einen Beruf hat, hat auch ein Amt mit Nutzen und Ehre; natürlich muß aber das Geschäft dann gut betrieben und der Beruf eifrig und gewissenhaft befolgt werden, denn sonst wird weder Gut noch Amt uns in den Stand setzen, für uns und unsere Familie die

Lebensbedürfnisse bestreiten und die Steuern bezahlen zu können, was doch für jeden Unterthanen eine heilige Verpflichtung ist. Haben wir aber emsigen Fleiß zur Richtschnur unseres Lebens gemacht, so werden wir nie hungern und nie um Nachsicht der fälligen Steuern bitten müssen, denn in das Haus eines arbeitsamen Mannes guckt der Hunger wohl manchmal zum Fenster hinein, den Eintritt über die Thürschwelle aber wehret ihm frühe und späte Thätigkeit, verbunden mit Genügsamkeit und weiser Sparsamkeit. Der Fleiß ist sonach die alleinige und wahre Mutter des Glückes; arbeite daher, so lange es „heute" heißt, denn Niemand kann mit Bestimmtheit wissen, ob er nicht morgen verhindert wird, das zu thun, was er heute ohne irgend eine Störung hätte vollbringen können. Ein „Heute" soll daher jedem Vernünftigen, der nicht blos in den Tag hineinlebt, mehr werth sein, wie zwei „Morgen".

Wenn ein Diener von seinem ordnungsliebenden Herrn seiner Trägheit wegen gescholten und ein fauler Schlingel

genannt wird, so hat er doch gewiß allen Grund, sich zu schämen; da nun aber Jeder gleichzeitig der Herr und Urheber seiner guten und schlechten Handlungen, seiner nützlich oder verschwenderisch angewendeten Zeit ist und ihm das Recht zukommt, mit sich zufrieden oder unzufrieden zu sein, so soll er schon um der Selbstachtung willen nie so mit der Zeit verfahren, daß er zu dem beschämenden Selbstgeständnisse gedrängt wird, er sei ein fauler Schlingel.

Wenn nun, wie aus all' dem Gesagten hervorgeht, ein Staatsbürger so viel für sich selbst, für seine Familie und für den Staat, dem er angehört, und zwar von Rechtswegen zu thun hat, so ist es nöthig, daß ihr euch schon jetzt als junge Staatsbürger auf die späteren Pflichten eures Berufes würdig vorbereitet. Ja viel, recht viel hat Jeder im Leben zu thun, wenn er anders mit Ehren alt werden und den Seinigen ein Obdach und sich selbst einen guten Ruf in der Welt zurücklassen will. Beherziget das wohl, erschrecket deßhalb aber auch ihr

nicht, die ihr vielleicht schwache Hände habt oder weniger talentvoll seid, wie andere Begabtere; seid nur recht fleißig und arbeitet unverdrossen weiter und immer weiter, dann werdet ihr nichts desto weniger doch eine große Wirkung ersehen, denn ein ohne Unterlaß fallender Wassertropfen macht ja selbst das härteste Gestein, einen Fels, mürbe. Bedenket, daß nicht nur in der Hand des Starken die Axt den Eichbaum fällt, auch schwachen Armen dient sie zu demselben Zwecke, und gilt es dann auch, mehr Streiche zu führen, Geduld und Fleiß fällen doch den Stamm.

Ja, dürfen wir denn dann gar keine Erholung haben? So könnte wohl Mancher hier fragen, und da ich mir vorgenommen, Alles recht klar und wohl faßlich zu erörtern, so entgegne ich: Gebrauchet gut und wohl die Zeit, wenn ihr euch eine würdige Erholung gönnen wollt, und da ihr keiner Minute gewiß seid, so werfet nie achtlos eine Stunde von euch. Erholung ist nach meiner Anschauung nichts anderes, als eine Zeit,

die der Fleiß allein dem Menschen gewinnt, um entweder dem Körper desselben eine nützliche Zerstreuung zu gönnen, oder um bei bei Seite gelegter Arbeit das Herz aus dem Geräusche der Welt zu Gott, dem Anfange und dem Endzwecke alles Guten, erheben zu können.

Unter Erholung verstehen nun freilich gar viele Menschen ganz etwas Anderes, z. B. einen langen Aufenthalt im Wirthshause, wobei nicht nur die Stunden getödtet, sondern häufig die Gesundheit durch mehr Trinken, als nöthig ist, untergraben und dem Unmäßigen so, durch Selbstverschulden, ein frühes Grab bereitet wird. Andere ersehen in theuren Spielen eine ihnen angenehme Erholung, wodurch beim Verluste Gift und Galle in den Körper kommt und beim Gewinne der Hang zum immer und immer wieder Spielen, zu immer neuen finanziellen Wagnissen und zu einem immer wiederkehrenden und mit Beharrlichkeit fortgesetzten Zeittodtschlage angebahnt wird; wieder Andere, ich meine die politischen Kannegießer, markten sich, wenn es sein

muß, lieber den letzten Sechser vom Munde ab, und kaufen täglich jene schmutzigen, schlüpferigen und ehrlosen Blätter und häufig auch solche Bücher, welche die schlechte Presse, wie ich im vorhergehenden Kapitel erörterte, als giftgetränkte Samen in der Welt nach allen Himmelsrichtungen ausstreut.

Lediglich aus falscher Wißbegierde handeln unzählige Menschen so, die durchaus das, was sie auf solche Weise zu lesen bekommen, nicht billigen, aber lesen, sagen sie, müssen sie es doch, um den sogenannten Barometer des Zeitgeistes stets vor Augen zu haben. Diese Entschuldigung verwerfe ich jedoch geradezu, denn wer nicht belogen werden und wirklich wissen will, wie es in der Welt zugeht, und wie es mit dem sogenannten Zeitgeiste steht, der braucht sich nur eine rechtlich und gewissenhaft redigirte Zeitung zu kaufen, dann hat er vor sich, wessen er bedarf, nämlich: Das Neueste, mit Vorsicht mitgetheilt; nur wahre Facta der politischen Tagesereignisse und den moralischen Tadel, der sich laut und offen

kundgiebt, so oft er der Lüge, der falschen Aufklärung, der Sittenverderbniß und überhaupt der Anpreisung des Schlechten und Verderblichen begegnet. Damit, glaube ich, könnte doch wohl Jeder zufrieden sein, und nicht allein von der Klugheit, sondern zuvörderst vom Standpunkte jener Pflichten, die brave Unterthanen üben sollen, scheint es mir geboten, der schlechten Presse den Beutel zu verschließen.

Welcher Vernünftige, frage ich, wird wohl seinem Feinde eine tägliche Beisteuer zu jenen Waffen überantworten, mit welchen er ihn ohne Unterlaß bekriegt? Welcher wackere Sohn wird wohl seinen Beutel einer Gesellschaft öffnen, die es sich zur Aufgabe machte, die Ansichten, Sitten und Handlungen seiner guten Eltern dem allgemeinen Gespötte preiszugeben und beharrlich herabzusetzen? Das thut gewiß Niemand, der sich nicht die Schellenkappe des Narren als würdigen Preis seines verkehrten unwürdigen Handelns verdienen will; jene aber, die täglich aus reinem Vorwitze an die schlechte

Presse einige Kreuzer abgeben, thun so, nicht bedenkend, daß gerade dieser unverantwortliche Vorwitz der schlechten Presse ein reiches Kapital zu ihrem Bestande übergiebt, wodurch die Verbreitung guter Grundsätze, wenn auch nicht unterdrückt, doch beharrlich bekämpft werden kann; nicht bedenkend, daß der von der Presse geschmähte Staat ihre Mutter, und das mit frecher Stirn angegriffene Oberhaupt desselben der gütige Vater allen Bürgern des Staates und jene geheiligte Person ist, in welcher Vaterlandsliebe, Treue und Opferwilligkeit ihren Vereinigungspunkt finden sollen. Höchst unpatriotisch ist daher noch nebenbei das Pflegen einer solchen Erholung, und wie jeder verderbliche Mißbrauch der Zeit dürfte füglich auch diese Verkehrtheit wegfallen.

Wahre Erholung ist, wie ich mich schon früher aussprach, eine Zeit, um etwas Nützliches entweder für die Seele, für den Geist oder für den Körper zu thun; wer daher in Albernheiten, Verkehrtheiten oder gar in Sünden eine Erholung sich schafft, beschädigt seinen mo-

ralischen Werth. Ueberhaupt folgt das wahre Vergnügen gewöhnlich jenen, die dem, was die leichtfertige Welt Vergnügen nennt, beharrlich und charakterfest den Rücken kehren und die es auch während der Erholung, die sie sich gönnen, an Umsicht und Sorgfalt für ihr Geschäft, sogar in den winzigsten Kleinigkeiten, nicht fehlen lassen, denn eine kleine Nachläßigkeit richtet nicht selten einen großen Schaden an; auch entspringen Mühen aus läßiger Trägheit und eine Unzahl beschwerlicher Arbeiten aus nutzloser Bequemlichkeit.

Das bis daher Erörterte könnte und dürfte nach meinem Dafürhalten genügen, um euch, junge Staatsbürger Bayerns, Fleiß und Aufmerksamkeit für euern Beruf und für euer späteres Geschäft anzurathen. Zu dem Vorangeschickten ist aber noch die Mäßigkeit hinzuzufügen, die durchaus da Platz greifen muß, wo der menschliche Fleiß mit Erfolg gekrönt werden soll, denn einer, welcher dasjenige, was er durch Mühe und Fleiß erworben, nicht zu halten, kurz, wer nicht

zu sparen versteht, legt in hundert Fällen, selbst wenn er in einer Equipage gefahren, zu der unrühmlichen Nachrede den Grund, man habe ihn aus der Armenkasse begraben müssen, weil er der Welt nichts als seine Leiche zur Bestattung zurückgelassen. Wer sich und den Seinen etwas erwerben und sichern will, der muß eben sowohl an's Sparen wie an's Verdienen denken.

Hinweg also mit allem Ueberflüßigen! Würde doch dieser Ruf allseitig, wo es noth thut, gehört und beachtet, dann hätten gewiß viele Familien keine Ursache mehr, sich über schlechte Zeiten und über schwer zu erschwingende Steuern zu beklagen. Die Zeiten sind immer dieselben geblieben, die gewissenlos, unthätig oder gar in Geldverschwendung hingebrachten Tage und Stunden aber, in Verbindung mit dem Wucher und der Habsucht, sind lediglich schuld, daß es vielen Tausenden, welche die Zeit nicht nützlich eintheilten, und ihre Handlungen nie auf der Waage des Gewissens prüften, schlecht und auch von Rechtswegen recht erbärmlich geht.

Viele Bäche bilden aber einen Strom, und wie ein kaum merklicher Leck, den die Sorglosigkeit nicht verstopft, endlich doch das größte Schiff zum Sinken bringt, so geht es auch bei jenen, welche weder mit der Zeit, noch mit dem Gelde rechnen, und die eben deßhalb nicht selten im Alter um Brot betteln müssen.

Einsichtsvolle Menschen lernen vom Unglücke Anderer, Thoren jedoch kaum von dem eigenen; glücklich aber ist und bleibt der, welchen fremde Gefahren zur äußersten Vorsicht mahnen und so die eigenen meiden lassen.

Wer nur in unsern Tagen Lust und den guten Willen hat, sich das Unglück Anderer zu Nutzen und fremde Gefahren zur abwehrenden Schildwache für die eigenen zu machen, der braucht nur eine Zeitung aufzuschlagen, um in den amtlich ausgeschriebenen Versteigerungen und Hausverkäufen die Gefahr und das Unglück Anderer schwarz auf weiß täglich vor Augen zu haben; Gott bewahre mich jedoch, sagen zu wollen, daß Alle, die so bedroht werden, ihr trauriges Schicksal

selbst herbeiführten, denn kein Mensch ist erhaben über das Unglück, das zeitweilig unvorbereitet, urplötzlich trifft oder durch fortgesetzte schwere Schläge sein Opfer erbarmungslos erfaßt und in's Verderben reißt. Bei weitem in den meisten Fällen endet es aber nicht so schlimm mit einem, der die Hand auf's Herz legen und in Wahrheit sprechen kann: „An dem Unglück, das mich heimsuchte, hab' ich keine Schuld!"

Nicht leicht fehlt es nämlich dem Redlichen, der, während er Unverschuldetes dulden muß, Fähigkeit, Fleiß und Ausdauer besitzt, an nutzbringender Verwendung seiner Kraft, denn seine besseren Nebenmenschen, die nicht nur Geschäftsleute, sondern auch Christen sind, schenken einem solchen Vertrauen und unterstützen ihn; sie beschwichtigen sein verzagendes Herz und helfen dem Schwerbedrängten auf. Solchen jedoch, die im Gegensatze das ihnen geschenkte Vertrauen täuschten, weicht Jeder scheu aus und es verschließt sich ihnen, wo sie auch anklopfen, die gastliche Pforte; in der Ge-

stalt des Mangels und der Hilflosigkeit drängt sich die Sünde an sie heran; wiederholt räth sie ihnen zu schlechten Handlungen, die dann rasch den moralischen Bankerott vollenden, die Theilnahmslosigkeit, gepaart mit Verachtung, für sie allgemein machen und sie endlich der rücksichtslosen Strenge des Gesetzes übergeben. Als Wirkung solcher Verschuldungen kann man die bei weitem meisten amtlich ausgeschriebenen Licitationen und Hausverkäufe ansehen, und wiederholt fühle ich mich hier zu dem ernst warnenden Ausrufe gedrängt: „Hinweg mit allem Kostspieligen und Entbehrlichen!"

Das Kostspielige, im Hause aber leicht Entbehrliche raubt nicht selten das Unentbehrlichste, und man kann daher wohl sagen, auf eine Person, die in Unverschämtheit lügt, sie sei arm, kommen hundert Bedürftige und still Duldende. Wenn der Brunnen trocken gelegt ist, erkennt man erst recht das Bedürfniß und den Werth des Wassers, und wer den Werth des Geldes sich recht veranschaulichen will, der braucht nur in die

Lage zu kommen, sich welches borgen zu müssen. Auf's Borgen folgen bittere und schwere Sorgen und wer Leuten, welche von dem Gelde einen gewissenlosen Gebrauch machen, solches leiht, ladet gleichfalls eine schwere Verantwortung auf sich.

Ein weit unverschämterer Bettler aber wie der Mangel ist der Stolz; auf eigene Wag und Gefahr strebt er nach eitlen Dingen. Erfasset die beiden Worte recht, ich sage: auf Wag und Gefahr, denn ein Wagniß, verbunden mit der äußersten Gefahr, ist es gewiß für den Unbemittelten, wenn er den Reichen nachahmen will; es ist das so thöricht, wie wenn sich ein Insect einbilden wollte, sich zum Elephanten aufzublähen; wie eine immer und immer vergrößerte Seifenblase würde sicherlich der Leib des stolzen Insectes zerplatzen und eben so verhält es sich mit dem Stolze; er, der sich anmaßt, mit dem Ueberfluße zu frühstücken, speist mit der Armuth zu Mittag und kaut endlich mit Schande und Verachtung ein hartes, unverdauliches Abendbrot.

Wie verderblich der Stolz in seinen Folgen ist, dürfte schon dieses wenige, was ich darüber erörterte, genügend beleuchtet haben, nun frage ich aber noch: was hilft denn selbst im äußern Scheine dieser Stolz, wofür man so ungeheure Anstrengungen macht und so namenlos viel leiden muß? Ich antworte: „Nichts", und alle Jene, welche sich auf diesen sogenannten Stolz etwas zu Gute thun, stehen dem Prädikate „Stolz" gerade am allerfernsten, denn der eigentliche wahre Stolz entspringt aus dem Gefühle persönlicher Vorzüge, welche, wenn sie in Wahrheit vorhanden sind, in dem Sittengesetze Begründung finden; dieser edle Stolz bestimmt den Menschen, nichts zu thun, wodurch sein moralisches Wesen entwürdigt werden könnte, und ist sonach mit Hochsinn gleichbedeutend; Aufgeblasenheit und Hoffart haben mit ihm nichts gemein; sie stehen dem Hochsinn schroff gegenüber; sie schaffen Mißachtung statt Achtung und sind eben so wenig im Stande, das Wohlbefinden zu fördern, als die Leiden und Schmerzen zu be-

schwichtigen, die sie reihefolgend bereiten; sie sind nichts weiter als die Todtengräber des guten Rufes und des Seelenfriedens.

Was würde wohl die Welt über die Regierungen sagen, wenn sie plötzlich, und zwar bei Androhung der Strafe des Gefängnisses und bei Verlust der Habe ein Verbot erließen, daß sich der Arbeiter nicht so kleiden dürfe wie die Meister, der Diener nicht so wie der Herr und der Unbemittelte nicht so wie der Reiche. Mit hudelnder Raschheit würden da gewiß die abgenützten verbrauchten Schlagwörter der Weltbeglükkungs-Reformatoren wieder zum Vorscheine kommen und das Geschrei von Beschränkung der persönlichen Freiheit, von volksfeindlichen Uebergriffen und offen an den Tag gelegter Tyrannei lärmte sicherlich ärger, als wenn alle Glocken zusammengeläutet und alle Feuer- und Lärmtrompeten auf einmal geblasen würden. Welche Aufregung — welche Aufregung um nichts!

Sehet, unter das Joch einer solchen

Tyrannei, gegen welche Alle, wenn sie anders vom Staate ausginge, einen stürmischen Protest erlassen würden, schmiegen sich jetzt, besonders in großen Städten, zahllose Verblendete, indem sie der gewissenlos verschwendeten Zeit, der Prunksucht und der kostspieligen Vergnügen halber sich in Verarmung und Schulden stürzen und so an ihre Gläubiger ihre Habe und die persönliche Freiheit verwirken. Der Borger ist ein Sklave des Darleihers, und ein Berg aufgehäufter Verbindlichkeiten, der von dem Schuldner nicht geebnet werden kann, benimmt ihm zuerst den Muth und dann die Tugend.

Brauchet daher die Zeit zu euerem Heile, berechnet die Stunden wohl und veranschaulicht euch bei jedem Beginne einer Handlung die Ursache und die Wirkung; bindet euch nicht selbst durch Verschwendung der Zeit und durch alle die vorerwähnten Weltverkehrtheiten die Hände; bewahret eure geschäftliche Unabhängigkeit als ein kostbares Kleinod; seid fleißig, gewissenhaft, genügsam und

unantastbar, denn es ist wahrhaftig besser, wenn einer ohne Abendessen zu Bette geht, als wenn er am Morgen mit dem Bewußtsein erwacht, er habe sich durch den Gebrauch des Credits oder durch eine verwerfliche Handlung gesättigt.

Wer die Frist seines Lebens, die Zeit, dieses ihm von Gott anvertraute kostbare Gut, nach diesen hier gegebenen Lehren anwendet, Barmherzigkeit am rechten Platze übt und dabei des lieben Gottes und der wahren Menschenbestimmung nicht vergißt, hat sicherlich den Stein der Weisen gefunden, denn Schädliches von vorn herein vermeiden ist gewiß nutzbringender, als erst durch Schaden klug werden. Weiset daher in Dingen, wo es sich um eure Wohlfahrt handelt, die schädliche Erfahrung, die Lehrmeisterin der Thoren, von euch; achtet und würdiget guten Rath und bedenket und beherziget, daß jene, welche der Stimme der Vernunft ihr Ohr verschließen, auch kein Recht haben, sich zu beklagen, wenn ihnen später das Schicksal eine harte Lehre in schweren und bittern Schlägen ertheilt.

Rechnet also mit der Zeit; seid gewissenhaft und machet mit den Pflichten die Probe, denn eine wohl und nach den weisen und heiligen Absichten Gottes angewendete Lebensfrist ist reines lauteres Gold; ein Gold, dessen Echtheit der Nachruf über unserm Grabhügel bestätigt und dessen vollen Werth wir ungeschmälert mit in's Jenseits nehmen, während die Verschwendung und der sündenvolle Mißbrauch derselben gleich einer Kohle nicht nur uns selbst, sondern auch unsere Seele, das uns inwohnende Ebenbild Gottes, beschmutzt und unwürdig entstellt.

VI.

Das Gebet.

Beten im Allgemeinen heißt, Herz und Seele zu Gott erheben, mithin seine Gesinnungen und Empfindungen dem Herrn offenbaren, an Gott denken — mit Ihm reden.

Welch' ein erhabenes, würdiges, nur dem Menschen mögliches und die Menschheit ehrendes Geschäft!

Nur der Mensch kann denken; er allein ist im Stande, über die ganze belebte und leblose Schöpfung hinwegzusehen, sich über alle Schranken der Endlichkeit und Zeit empor bis über die Sterne zu Gott zu erheben, um dort mit dem unsichtbaren, heiligsten und allmächtigen Erhalter und Leiter alles dessen, was auf Erden und im Himmel ist, in geistigen Umgang zu treten und ein kindliches, vertrauungsvolles Gespräch zu pflegen.

Es ist das wahrhaftig eine Hoheit und Würde, die den Menschen als ein vernünftiges Wesen weit über die ganze Natur erhebt, und wer da im Stande ist, das Gebet zu mißachten, der muß gleichzeitig auch seine eigene Denkkraft und die ganze Menschheit verachten; wer aber voll sündenvollen Muthwillens sich noch überdieß so weit verleiten ließe, über den frommen knienden Beter, über seine mit Inbrunst gefalteten Hände nnd über seinen himmelwärts gerichteten Blick zu spotten, der beraubte sich selbst seines edelsten Vorzuges und setzte sich, seine Abstammung verkennend und schändend, unter die vernunftlose Thierwelt herab.

In unserer Zeit, die so gänzlich als eine Zeit der Industrie und des Gewerbsfleißes sich herausgebildet hat, wird nun leider häufig das Gebet als eine Sache, die keine Procente einbringt, nicht geübt; auch braucht man nicht gerade feinhörig zu sein, um doch zu vernehmen, wie das Welturtheil über gute Christen und fromme Beter sich ausläßt.

Wer sind diese Menschen, heißt es,

die so gerne in die Kirche laufen und sich dort dem Gebete hingeben? Zumeist Müßiggänger, Zeittödter, unnütze Schwärmer, die ihr Leben verträumen und nie tüchtige Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft zu werden im Stande sind. Das Beten bringt kein Brot; rührig und arbeitsam sein muß der Mensch; seinen Verstand und seine Kräfte muß er daran setzen, um für sich und die Seinigen etwas zu erwerben und sein Geschäft vorwärts zu bringen. Das „allezeit Beten", was der Katechismus den Kindern lehrt, streicht der Geschäftsmann als unpraktisch aus dem Katechismus seiner Erwerbspflichten und überläßt Bettlern und Schwärmern so ein Thun.

Hier begegnet man wieder recht vernehmlich dem Gange der Urlüge, die in Alles sich mischt, in Uebertreibungen sich gefällt und das Einleuchtendste und Selbstverständlichste durch Phrasen und Sophistereien unkenntlich macht, ja bis zu einem Undinge entstellt.

Wenn es heißt, der Christ soll „allezeit beten," so kann doch damit nicht

gemeint sein, daß er von Minute zu Minute eine Kniebeugung mache und ohne Unterlaß Gebetformeln hersage, wodurch ihm natürlich keine Zeit zur Arbeit und zum Erwerbe bleiben würde.

Der Ausdruck „allezeit" oder „immer" hat nämlich hier eine ganz andere, eine mehrfache Bedeutung.

Wenn z. B. ein wohlhabender und zugleich wohlthätiger Mann zu einem Dürftigen spricht: „Mein lieber Freund, Ihr könnt immer an meinem Tische essen", so kommt ihm bei dieser Einladung doch gewiß nicht zu Sinne, daß das ein Essen ohne Aufhören sein soll, sondern die Gastfreundschaft kann damit nur die gewöhnliche und übliche Zeit, wo es als Regel gilt, Speisen einzunehmen, meinen. In sofern nun das Gebet als eine geistige Nahrung betrachtet wird, erheischt es doch auch seine bestimmten Zeiten, die theils aus der Eintheilung und aus dem Verlaufe des Tages, theils aus der kirchlichen Anordnung des Gottesdienstes sich ergeben. Man kann daher schon demjenigen nachrühmen, daß er allezeit bete,

welcher sein Morgen-, Abend- und Tischgebet nicht versäumt und eben so wenig von dem kirchlichen Gottesdienste ferne bleibt; selbstverständlich muß er jedoch diesen Uebungen nicht aus Gewohnheit, sondern im Geiste und in der Wahrheit nachkommen.

Bei all' dem ist aber mit dem Gebote „allezeit zu beten“ doch noch etwas Höheres bezeichnet, denn wer in der Andacht etwas Hochwichtiges, ihm unendlich Heilsames erkennt, wird sicherlich in diesem Sinne immer beten, das heißt, er wird die dazu bestimmten Stunden oder Minuten nicht kärglich abzählen, sondern gelegentlich auch andere Zeiten dazu verwenden; es kann das ja geschehen in jedem einsamen oder unbeschäftigten Augenblicke, in schlaflosen Nächten und selbst während der Arbeit fehlt es nicht an Momenten, wo der Christ mit Inbrunst in einem frommen Aufblicke und Gedanken sein Herz zu Gott erheben kann.

Schon nach dieser kurzen Erklärung kann es nicht mehr fraglich bleiben, wie es jedem Weltbürger möglich werde,

immer zu beten, ohne dabei seine Pflicht zu versäumen; ja er darf nicht einmal die geringste seiner Pflichten versäumen, denn unser Gebet ist nicht blos mit den Lippen abgethan, sondern es ist vielmehr ein Suchen nach dem göttlichen Wohlgefallen, dessen sich nur der theilhaftig macht, welcher dem Willen Gottes in allen Stücken nachkommt.

Ist es nun nicht zuvörderst Gottes Wille, frage ich hier, daß Jeder seinem Berufe nachkomme, redlich das Seinige thue, emsig arbeite und treu in der Erfüllung seiner Pflichten sei? Ist also die berufsmäßige Arbeit nicht ein von Gott selbst verordnetes heilsames Mittel, Talente und Kräfte anzuwenden, um uns den Unsrigen durch rechtmäßigen Verdienst und Erwerb das zeitliche Auskommen zu sichern und zu gewinnen? Hat uns etwa der liebe Gott blos ein Herz und eine Zunge zum Beten und nicht auch Kraft, Verstand und Hände zum Arbeiten gegeben? Heißt es nicht ausdrücklich: „Bete und arbeite?“ Wie gründlich wird nun hier die Lüge, welche das Gebet zu einem

Unding verunstaltet, durch den Text der heiligen Schrift selbst widerlegt, die gewiß an keiner Stelle sich verlauten läßt: „Bete und hänge dem Müßiggange nach, der gute Gott wird schon für dich sorgen und für dich thun, was du zu thun zu bequem und zu faul bist.“

So wenig es nun Gottes Wille ist, daß man nur bete und nicht arbeite, eben so wenig ist es seine Absicht, daß der Kranke nur Ihn anrufe und kein anderes Mittel zu seiner Heilung gebrauche, denn Er, der allmächtige Schöpfer, hat gewiß nicht vergeblich einen so unermeßlichen Reichthum von Heilkraft in die Natur ausgestreut; nicht umsonst hat Er dem Menschen Einsicht und Kenntniß mitgetheilt, die so viele tausend Kräuter und Wurzeln zur Wiederherstellung der verlorenen Gesundheit dankbar anzuwenden und nützlich zu gebrauchen. Würde es daher nicht der wohlthätigen und weisen Absicht Gottes ganz entgegengesetzt sein, wenn irgend Jemand das ihm von dem Arzte verordnete bitter schmeckende

Arzneimittel wegweisen und durch bloßes Gebet oder durch die noch bequemere Fürbitte Anderer seine angegriffene Gesundheit wieder herstellen wollte. Das hieße ja vermessen Gott um Wunderwerke bitten und wäre gleichbedeutend mit jener Verkehrtheit, die durch das Gebet allen Lebensunterhalt und Wohlbehagen erlangen möchte, Mühe und Arbeit aber als zu unangenehm und bitter schmeckend von sich weisen wollte.

Es giebt wahrhaftig nichts, was das Herz und die Seele mehr stärkt, als eine recht verstandene Andacht, als ein recht verstandener und recht geübter Gottesdienst, und obgleich unser Gebet nirgends lebendiger und heilsamer für uns sein kann, wie in den geweihten Hallen der Kirche, so kann nichts desto weniger selbst den eifrigsten Kirchenbesucher das Urtheil des Apostels treffen: „Soferne Jemand seiner Familienglieder und seiner häuslichen Pflichten nicht eingedenk ist, sei er euch wie ein Heide." Ist nämlich Jemand zu Hause, dessen Zustand gewissenhafter Pflege be-

darf; sind Kinder zu hüten, die aufsichtslos einen oft unberechenbaren Schaden anrichten oder selbst zu Schaden kommen können; sind Geschäfte zu verrichten, welche selbst das geringste Versäumniß nicht zulassen, so soll ein rechtschaffener und wahrhaft frommer Mensch zu sich selbst sagen: „Wohl höre ich den feierlichen Ton der Glocken, wohl zieht mich's hin zum Gotteshause, doch das Wohlgefallen Gottes und den innern Frieden finde ich jetzt nicht dort, sondern hier nur bei der Erfüllung meiner Pflichten, die mir zugewiesen."

In solchen Fällen vertritt die Erfüllung ernster und gebotener Pflichten die Stelle des Gebetes, und in dieser Beziehung nun soll unser ganzes Leben ein Gebet zum Lobe Gottes, zur Erlangung seines Wohlgefallens sein.

Nach dem hier Gesagten dürfte die Lüge, die das Gebet mißachtet oder es als zwecklos aus dem Katechismus der Erwerbspflichten streicht, gründlich widerlegt sein, und Jeder hat nun nur noch

zu bedenken, wie er zwischen den beiden äußersten Gegensätzen: „Beten ohne Arbeiten“ und „Arbeiten ohne Beten“, den schmalen Weg bewahren könne. Wer allezeit nur gearbeitet und den irdischen Sorgen allein sich hingegeben hat, wie soll der Anspruch haben auf die Gnade des Herrn, den er niemals gesucht; ferner wer allezeit nur gebetet hätte, ohne zu arbeiten, wie sollte der im Stande sein, Gott von seinem Wandel Rechenschaft zu geben, Ihm, dem Herrn, der uns allezeit beten heißt, aber zugleich befiehlt, daß wir unsern Berufspflichten treu und nimmermüde nachkommen, für die Unsrigen sorgen und in werkthätiger Barmherzigkeit dem Nächsten, wo es noth thut, beistehen.

Aus diesen zwei Fragen ergiebt sich folgende Lebensaufgabe für den Christen. Es soll Jeder hienieden als hauptsächliche Grundbedingung seines künftigen ewigen Schicksals das Gute thun und das Böse meiden; dazu bedürfen wir aber der göttlichen Hilfe und deßhalb soll und muß jeder bitten, der nicht verloren

gehen will. Ferner soll Jeder Gott, seinem allmächtigen Schöpfer und barmherzigen Erlöser angehören, was nur geschieht, wenn wir nach dem Wohlgefallen des Himmels streben und vor Allem den Frieden mit Gott suchen. Wie der Schall der Sterbeglocke und die täglich nach den Friedhöfen hinwandernden Särge zeigen, ist auch unseres Bleibens nicht auf dieser Welt. Ein künftiges Reich des Lebens wartet unser, und um den Einlaß in dasselbe sollen wir uns deßhalb auf das Eifrigste bemühen.

Zwischen dem Empfangen göttlicher Wohlthaten und dem pflichtgetreuen Erwerben derselben waltet ein ungeheurer Unterschied ob. Das erstere haben wir auch mit den Thieren gemein, denn der Herr öffnet seine Hand und erfüllt Alles, was lebt, mit seiner unendlichen Güte; die Möglichkeit, die göttlichen Wohlthaten zu erwerben und zu verdienen, ist jedoch dem Menschen allein verliehen und seine vorzüglichste Würde besteht in dem persönlichen Verkehr zwischen Gott und dem erschaffenen Geiste — der Seele. — „Wenn

du dem Allmächtigen getreu bist," sagt der Weise, „wirst du zu Ihm dein Antlitz empor wenden, du wirst Ihn bitten und Er wird dich erhören." Da sich nun kein Augenblick in unserm Leben findet, wo wir der göttlichen Gnade nicht bedürfen, so sollen wir stets treu die Anordnungen Gottes befolgen, um, wenn es noth thut, im Zustande der Gnade, mithin wirksam bitten zu können.

Wie verhält es sich nun aber in solchen Fällen, wo gar eifrige Bitter nicht erhört werden und all' ihr Flehen und Beten ihnen keinen Gewinn bringt? wird die Urlüge höhnen, die, wie früher erwähnt, ohne Unterlaß bestrebt ist, selbst das Heiligste zur Mißachtung zu bringen.

Die Antwort ist, daß diese Frage, ganz abgesehen von ihrer Religionsfeindlichkeit, auf einem totalen Irrthume beruht, dem man stets begegnet, wo die Urlüge den Mund öffnet, um absichtlich Irrthümer auszustreuen.

Die demuthsvolle Bitte, das rechte, wahre Gebet, kann niemals vergeblich sein, denn es ist an sich selbst schon ein

hoher unschätzbarer Gewinn, und gerade hier handelt es sich darum, daß zur Beseitigung jedes Mißverständnisses dieser Gegenstand gründlich behandelt werde.

Suchten wir nämlich durch unser Gebet nur eine irdische Absicht zu erreichen, so stünde es sowohl mit uns, wie auch mit aller gottergebenen Gesinnung gar übel. In diesem Falle könnte das Gebet füglich ruhen oder wohl auch ganz unterbleiben, sobald die Bitte erhört oder das, was wir beabsichtigt, erreicht wäre; auch könnte einer, welcher vergeblich gebetet, Klage führen über die verlorene Mühe und Zeit.

Täglich hört man Leute, die sich zur Erreichung eines besondern Wunsches um die Gunst Hochgestellter oder Wohlhabender bewerben, in bittern Klagen sich erschöpfen, wie sie sich Tag und Nacht abgequält, welche weiten Gänge sie unternommen, wie geduldig sie stundenlang in den Vorzimmern geharrt, wie viele dringende Geschäfte sie so versäumt und wie viel kostbare Zeit ihnen lediglich umsonst verloren ging. Solche Klagen sind

nun wohl in vielen Fällen schwer, in den bei weitem meisten aber gar nicht zu rechtfertigen, denn die größte Zahl der Bittsteller bedenkt gar nicht, ob dem Vortrage der Bitte nicht die persönliche Würdigkeit fehle. Solche Leute verfahren eben ganz oberflächlich, erkundigen sich einfach um Persönlichkeiten, die entweder ihrer Stellung oder ihrem Vermögen gemäß in der Lage sind, Wohlthaten oder Gnaden zu spenden, ob aber eine solche Gnade oder Wohlthat, an sie selbst ertheilt, wegen der fehlenden Würde nicht geradezu zur gewissenlosen Verschwendung herabsänke, daran wird nicht gedacht, in diesem Sinne wird das Gewissen nicht erforscht, was doch jeder zu stellenden Bitte nothwendig vorausgehen soll. Statt durch Thätigkeit und Fleiß sich das Nöthige rechtlich zu erwerben, treten nämlich gar viele Menschen, auf die das eben Angeführte durchaus anwendbar ist, als Bittsteller auf, denn eine mündlich oder schriftlich vorgebrachte Klage über ein grenzenloses Unglück scheint ihnen ein bei weitem leichteres Mittel zur Erreichung

ihrer Wünsche, als Fleiß und Sparsamkeit. Grenzenlos ist bei solchen Bittstellern in der Regel nur die bis zur Unempfindlichkeit gediehene Unverschämtheit, weßhalb der Empfänger ihrer Gesuche nicht nur Grund hat, die Würdigkeit in Zweifel zu ziehen, sondern, gestützt auf die Erhebungen über den sittlichen Charakter jener Supplikanten, geradezu veranlaßt wird, ihnen die Ehrenhaftigkeit abzusprechen und sonach die Bitten unberücksichtigt zu lassen. Der abschlägige Bescheid stachelt nun in solchen Fällen immer die Bitterkeit auf und von dem, welcher denselben gegeben, heißt es dann gleich, er habe das Herz nicht auf dem rechten Flecke und es mangle ihm die Theilnahme für Unglückliche und Nothleidende. Ob das Unglück, wenn es anders wirklich vorhanden, nicht ein selbstverschuldetes und ob die Noth, wenn sie anders nicht lügenhaft vorgeschützt ist, nicht ebenfalls durch eine verwerfliche Handlungsweise zum Tischgenossen wurde, daran denkt keiner der Scheltenden; auch erwägt keiner, daß gerade ihm selbst das

Herz nicht auf dem rechten Flecke sitze, weil er das zur Unterstützung der würdigen Armuth und des unverdienten schweren Unglückes bestimmte Kapital schmälern und Gnaden und Wohlthaten an ihn verschwendet wissen wolle.

Wie solche unwürdige und deßhalb von Rechtswegen unerhörte Bittsteller, klagt und seufzt auch der Unverstand über die zum Gebete verwendete Zeit, insoferne dasselbe keine Erhörung gefunden, nicht bedenkend, daß, wenn der liebe Gott alle unwürdigen und unverständigen Beter erhören wollte, wir bald auf ein Haar jenen verzärtelten Kindern gleichen würden, die Alles zerreißen und zerschlagen und dann die Eltern immer bitten, es wieder ganz zu machen.

Ganz abgesehen hievon ist aber das Gebet bei weitem mehr als ein bloßes Mittel zur Erreichung eines besondern irdischen Wunsches.

Was will z. B. ein von einem schweren leiblichen Uebel heimgesuchter Mann, wenn er sich entschließt, auf längere Zeit seinen bisherigen Wohnort zu verlassen,

um ein milderes Klima und eine reinere Luft aufzusuchen? Was will er, wenn er bei einer Heilquelle sich aufhält? Die Antwort kann nur lauten: Er will eben gesund werden, wornach sich selbstverständlich ergiebt, daß die Genesung der eigentliche Wunsch ist, für dessen Erfüllung er all' das Angeführte unternommen. Wenn nun aber der eben erwähnte leidende Mann trotz aller angewendeten Maßregeln, die ihm das Gebot der Selbsterhaltung vorschreibt, keine Fortschritte der Besserung an sich wahrzunehmen im Stande ist, wird er dann, frage ich, aufhören, für die Wiedererlangung seiner Gesundheit zu sorgen? Gewiß nicht; er wird zurückkehren und nach neuen Hilfsmitteln sich umsehen, denn das Gesundwerdenwollen ist ja das Ziel aller seiner Bestrebungen.

Was will nun der verständige Christ, so oft er die Hände faltet, das Haupt vor seinem Schöpfer entblößt, das Knie vor seinem Erlöser beugt und eine kürzere oder längere Zeit dem Gebete widmet? Verlangt er von Gott etwa eine

besondere, ganz einzelne Wohlthat oder Hilfe, und wenn das in einzelnen Fällen auch so wäre, dürfte er das Gebet dann unterlassen, wenn seine Bitte erhört oder nicht erhört wurde? Die Antwort lautet: Keineswegs, denn, was den vernünftigen Christen zum Gebete bestimmt, ist nicht blos Einzelnes und Zufälliges, sondern die innige Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Gott, worin er allein die rechte Höhe, den einzig wahren Frieden und das wahre Licht seines Lebens findet. Nur jene, welche in dieser Gesinnung beten, üben und bezeugen ihren Glauben an jenes unsichtbare heiligste Wesen, das sich in dem Begriffe: „Gott, Allvater," vereiniget; durch ehrfurchtsvolle Hingabe, durch Unterwerfung und Geduld bethätigen sie ihr inniges Vertrauen zu dem Vater und ihre glaubensvolle Hoffnung auf Jesum Christum ihren Erlöser. Solche Beter sind in jedem Falle schon erhört, weil sie recht beten, und der fromme Muth kehrt schon deßhalb in ihr Inneres ein, weil sie zum Urquell des wahren Lichtes und des

ewigen, allein wahren Heiles das Herz und die Seele erheben, das heißt mit andern Worten, weil sie im Geiste, im Namen und nach der Anweisung Jesu beten, weil sie den Zweck der Sendung des Heilandes recht erfassen und vor Allem das Heil ihrer unsterblichen Seele suchen. Aus dem geht hervor, daß das Gebet recht angefangen und auch recht geschlossen werden müsse, kurz, daß ein wahrer gottseliger Geist vom Beginne bis zum Schlusse des Gebetes uns erfülle. Dabei ist es aber gar nicht nöthig, daß wir nach gewählten Redensarten suchen und viele Worte gleich den Heiden machen, denn das Vaterunser, das uns der Herr selbst gelehrt, enthält ja alles, was wir bittend dem himmlischen Vater vortragen sollen. Es hat dieses einfache, unübertreffliche Gebet eben so viele Bitten als die Woche Tage, und jene sieben Bitten und diese sieben Tage entsprechen vollkommen einander; jene sind gleichsam die Lehrmeister für diese, denn sie ordnen und regeln unser Denken und Handeln für die ganze Woche; sie legen es uns

auf die Zunge, was wir an jedem Tage vom lieben Gott erflehen sollen; sie sind gleichsam die Führer durch die Müheseligkeiten und Beschwerden des Lebens und die sieben Sterne, die uns auf der Bahn zum ewigen Leben voranleuchten. — Um das nun recht anschaulich zu machen, zeige ich in dem Nachfolgenden die sieben Bitten des Vaterunsers in ihrer Anwendung auf die sieben Tage der Woche.

Der erste Tag in der Woche ist der Sonntag oder der Tag der Sonne. An diesem Tage verehrten unsere heidnischen Voreltern die Sonne als jene Gottheit, welche die Nacht besiegt und die ganze Schöpfung mit ihren Strahlen erquickt. Wir Christen jedoch beugen vor keinem Planeten unser Knie; uns ging in der heiligen Nacht ein Gestirn auf, welches heller glänzt als diese irdische Sonne, es ist das Jesus, die ewige Sonne der Christenheit.

Einst hüllte die Sonne sich in Trauer, sie wollte nicht leuchten zu der gräßlichen That, deren die Menschen an ihrem Er-

löser sich schuldig machten, und auf Golgatha ging bleich und hinsterbend die ewige Sonne unter; es schien ihr Glanz für immer erloschen, doch kaum dämmerte der dritte Tag herein — es war der erste Tag der Woche — so schwebte ganz unerwartet die ewige Sonne in wahrhaft göttlichem Glanze wieder empor. Von da an leuchtete sie nur noch vierzig Tage auf Erden und verbarg sich dann wieder den Blicken der Menschen hinter lichtem Gewölke; allein nach zehn Tagen wieder — es war gleichfalls der erste Tag der Woche — brach ihr Schein von Neuem in feuriger Helle hervor, und so steht sie auch jetzt noch da am Geisterhimmel, fortleuchtend bis an's Ende der Welt. Wohl darf deßhalb auch der Christ den ersten Wochentag, den Tag der Sonne, Sonntag nennen, denn schon der allmächtige Schöpfer sprach an diesem Tage: „Es werde Licht!“ und es ward Licht und vollends aufgegangen ist an diesem Tage wieder das Licht der Höhe, Christus Jesus — die ewige Sonne.

Der erste Tag in der Woche ist nun

der Sonntag und die erste Bitte des Vaterunsers heißt: Geheiliget werde dein Name. In welcher Beziehung steht nun aber diese Bitte zu dem Sonntage? Ferner wie wird denn eigentlich der Name Gottes geheiliget?

Der Name Gottes wird dann geheiliget, wenn er unter alle Zonen zu den fernsten Völkern und in die dichtesten Schatten der Gebirge und Urwälder getragen wird, und wenn so jene barbarischen Völker, die bis dahin ungestalteten Götzen dienten, endlich zur Erkenntniß des wahren allmächtigen Gottes gelangen; er wird geheiligt, wenn jenen in Gemeinschaft mit wilden Thieren Lebenden und in dichter Geistesnacht und Finsterniß Wandelnden in Christus dem Heilande das Licht der Erkenntniß, die ewige Sonne aufgeht. Daß dieser heiligste Zweck in allen Theilen des Erdballes gefördert werde, darum fleht die Christenheit in der ersten Bitte. Da aber uns die Sonne des Heils schon längst aufgegangen, so wünscht der fromme Beter, der diese erste Bitte spricht, daß es bei Allen Tag werde

und die Nacht auch von den verblendeten Christen weiche, auf daß alle endlich einen wahren Sonntag feiern können.

Wohl steht die Sonne täglich am Himmel und leuchtet auf die Häupter der tief unter ihr wandelnden Menschheit herab, bei Unzähligen aber dringen die Strahlen der ewigen Sonne nicht so in ihre Herzen, wie es nöthig ist, wenn der Name Gottes wirklich geheiliget werden soll. Was nützt es nun Jenen, wenn es draußen Sonntag ist und es nicht auch in ihrem Herzen Sonntag wird; was frommt ihnen der feierliche Glockenton, was die brennenden Lichter auf den Altären, was das ausgesetzte Sakrament, wenn ihnen nicht auch im Innern ein heiliges Licht aufgeht und ihr Geist die Betrachtung des heiligsten Sakramentes — den Gottesdienst — nicht übt?

Jeder Christ soll daher an diesem Tage ganz besonders und mit Inbrunst beten: „Geheiliget werde dein Name!“, was in Bezug auf unser geistiges Leben nichts Anderes heißt, als daß auch von uns der Name des Aller=

höchsten dadurch geheiligt werde, daß wir im Lichte wandeln und die Werke der Finsterniß fliehen. Wie schwer versündigen sich daher jene, die den Sonntag zur Völlerei mißbrauchen und, jedes edlern Gedankens bar, oft das ganze Erträgniß einer wöchentlichen schweren Arbeit gerade an diesem Tage, dem Tage des Herrn, in Wirthshäusern und am Spieltische vergeuden und nicht selten in später Nachtstunde mit leerer Tasche, mit schwerem Kopfe und bis zur Unbehilflichkeit betrunken, den Weg heim zu ihrer Familie suchen. Welch' böses Beispiel für Weib und Kind, welch' schwere Verantwortlichkeit reift aus so einem Thun für die Sonntagsschänder selbst! Um wie viel glücklicher fühlten sie sich und ihre Angehörigen mit ihnen, wenn sie am Sonntage wirklich den Namen des Herrn geheiligt, ihr Inneres erquickt und ihr die Woche hindurch Erworbenes nicht unverantwortlich verschwendet hätten. Würden solche Verblendete doch an jedem Sonntagsmorgen zur ewigen Sonne, zu Christus aufschauen, an Ihn denken, Ihm

danken für seine Menschwerdung, für seine Auferstehung und für die Sendung des heiligen Geistes; möchten sie jene Heiligkeit und Gerechtigkeit, die Er Allen, die an Ihn glauben, am Kreuze erworben, in sich zu erneuern und zu erhalten suchen; möchten sie doch mit Inbrunst bitten, Gott möge in ihnen das Licht seiner Gnade entzünden und so ihren Verstand erhellen, auf daß sie nach langen, schweren Irrthümern endlich ihre wahre Bestimmung recht erfassen und durch die gewissenhafte Befolgung der zehn Gebote den Sonntag und den Namen des Herrn zu heiligen.

Nachdem nun hier die erste Bitte des Vaterunsers kurz erklärt und gesagt ist, welche Gedanken und Gefühle den Christen am Sonntage vorzüglich beschäftigen sollen, gehe ich auf den Montag, den Tag des Mondes, über. Der Benennung dieses Tages entspricht wiederum die zweite Bitte des Vaterunsers, die da lautet: „Zukomme uns dein Reich."

Wenn die Sonne im Westen niedersinkt und Dämmerung und Nacht die

Erde decket, so geht der Mond am Himmelsplane auf und mahnt den Menschen an die Güte seines Schöpfers, der diesen Planeten zwischen dem zahllosen Heer der Sterne einen Platz anwies, auf daß er den Erdebewohnern leuchte und der grelle Uebergang vom Lichte zur Finsterniß gemildert werde. Aus diesem Grunde weihten die Alten dem Monde den zweiten Wochentag; der Christ jedoch legt ihm andere Beziehungen bei. Die Veränderlichkeit dieses Planeten ist es, auf die er sein Augenmerk richtet, und wie die ewig unveränderliche Sonne ihm als ein Vorbild des Himmels gilt, ersieht er in dem Monde so recht ein Bild dieser Welt, wo ein beständiges Entstehen und Vergehen wechselt; wo Diese unermeßliche Güter anhäufen, Jene verarmen; wo Tausende in die tiefste Niedrigkeit hinabsinken, während gleichzeitig Tausende zur höchsten Höhe irdischer Herrlichkeit sich aufschwingen; wo ganze Familien aussterben, ganze Reiche untergehen, neue gegründet werden; wo Städte versinken, während neue an andern Stellen ent-

stehen; wo Meere vertrocknen, in eine Gebirgswelt sich umgestaltend, und Berge einstürzen, aus deren gebrochenen Fundamenten die Wasser für neue Seee entströmen.

Nur ein Reich besteht diesem steten Wechsel gegenüber in einer ewigen glorreichen Unveränderlichkeit; es ist das Reich der Wahrheit und der Tugend, das von Christus gegründete Reich des Friedens und der Seligkeit, in welchem Er jetzt zur Rechten des Vaters die Welt regieret.

Wer fühlt sich nun hier, wo der zweite Wochentag so sehr an die Veränderlichkeit alles Irdischen mahnt, nicht aus dem Tiefinnersten seiner Seele zu der Bitte gedrängt: „Zukomme uns dein Reich."

Aus dem hier Gesagten dürfte erhellen, daß außer dem wahren Gottesdienste, der sich nicht allein im Gebete, sondern in Handlungen dadurch bethätigt, daß wir das Gute thun und das Böse meiden, alles Andere vergebliche Geistesplage und vergängliches eitles Streben sei. Um

dieses Reich zu erkämpfen, müssen wir einen würdigen und vollen Gebrauch von der jedem guten Christen inwohnenden moralischen Kraft machen; nicht gleichen dürfen wir dem veränderlichen Monde in unsern Gesinnungen; standhaft und erfüllt von frommem Muthe soll Jeder treu ausharren bis an's Ende, wenn er anders nicht über eiteln vergänglichen Dingen sein einzig wahres Ziel, das Reich Gottes, aus dem Auge verlieren will.

Auf den Montag nun folgt der Dienstag oder der Tag des Dienstes. Alle Planeten, wie alle lebenden und leblosen Wesen stehen im Dienste eines allerhöchsten Herrn und unter den Befehlen Desjenigen, der selbst die Elemente zu Boten und Vollstreckern seines Willens macht und in den Engeln Geister zum Schutze glaubensvoller frommer Menschen aussendet. Um wie viel mehr sind nun wir, die wir noch in die sterbliche Hülle gekleidet sind, Diener dieses allmächtigen Wesens. Ja wahrhaftig Jeder, ob in Purpur oder in die Lumpen der Armuth

gehüllt, ob geistlich oder weltlich, ob Herr oder Knecht, dient einem Herrn, und dieser Herr ist der Heer der Heerschaaren.

Das Leben jedes Geschäftsmannes ist und kann sonach nichts Anderes sein als eine Dienstzeit, ein einziger großer Diensttag, und ist endlich die Sonne dieses großen Diensttages für uns untergegangen, so bestimmt die Treue und die größere oder geringere Gewissenhaftigkeit den Lohn für die Dienstzeit. Ein guter Diener muß aber den edlen Absichten eines guten Herrn gegenüber den eigenen Willen zum Opfer bringen, und da sich das in Beziehung Unser auf Gott, dem gewiß heiligsten und besten Herrn, gegenüber gewiß nicht anders verhalten kann, so eignet sich die dritte Bitte: „Dein Wille geschehe wie im Himmel, so auch auf Erde," sicherlich gar schön für diesen Tag. Damit wir im Stande sind, den Willen Gottes zu erfüllen, bitten wir den Herrn, daß Er unsern schwachen Willen zum Guten stärke, und wir stellen gleisam uns und

Alles, was wir unser Eigenthum nennen, ganz dem Herrn anheim. Wie Christus einst am Oelberge, sprechen wir in dieser Bitte: „Vater, wenn es möglich ist, daß der Kelch der Leiden und Trübsale an uns vorübergehe, so bewahre uns gnädig vor dem bittern Tranke, doch nicht wie wir wollen, sondern wie Du willst, geschehe es.“

Wer in diesem Sinne die dritte Bitte des Vaterunsers spricht, und so täglich sich selbst und was er sein Eigenthum nennt, Gott empfiehlt, der wird sicherlich auch nach Umfluß seines letzten treuen Diensttages die trostreichen Worte aus dem Munde des Herrn vernehmen: „Wohlan du guter und getreuer Knecht, weil du über Weniges getreu gewesen bist, so will ich dich über Vieles setzen; gehe ein in die Freude deines Herrn.“

Der Tag, der auf den Dienstag folgt, heißt Mittwoch; die Mitte der Woche. Drei Tage der Woche sind dann bereits vorüber, drei andere kommen nach; die

umgeflossenen Tage sind ein Bild der Vergangenheit, die noch folgenden ein Bild der Zukunft, und der in der Mitte liegende Tag muß sonach ein Bild der Gegenwart sein. Die Mittwoche bedeutet also das „Heute“ und ganz entsprechend dem vierten Wochentage heißt es in der vierten Bitte: „Heute gieb uns unser tägliches Brot.“ Da wir nun aber während der drei umgeflossenen Tage das Brot — unsern täglichen Unterhalt — von der Güte des Herrn empfiengen und wir auch nicht ängstlich für die folgenden Tage besorgt sein sollen, weil Der, welcher die Lilien auf dem Felde kleidet und die Rabenbrut im Neste nicht vergißt, auch sicher als liebender Vater für uns sorgt; welche eigene Bedeutung soll denn dann die vierte Bitte des Vaterunsers gerade an dem vierten Wochentage haben?

Hier muß ich nun die Frage einschalten: Bedürfen wir denn nur des zeitlichen Brotes?

Sehet, diese Frage schickt sich nun am treffendsten für den vierten Wochentag,

denn wir stehen schon in der Mitte der Woche; wie in der Mitte der Woche, stehen aber auch schon gar Viele in der Mitte ihres Lebens, und da selbst die Jüngsten nicht wissen, wann der Sand ihrer Lebensuhr verrinnt, so soll Jeder zurückblicken auf die eben zurückgelegten drei Wochentage und zugleich über das bereits umgeflossene Leben. Wenn wir nun bei einem solchen Prüfen der Vergangenheit zu der Ueberzeugung gelangen, wir haben viele Sonntage nicht geheiligt, an vielen Montagen nicht nach dem Reiche Gottes gestrebt und an vielen Dienstagen unsern Willen den Absichten Gottes nicht untergeordnet, müssen wir da nicht erschrecken und um das Heil unserer Seele besorgt werden? Können wir etwa die vielen verlorenen Tage zurückrufen, oder haben wir eine Versicherung, daß man uns vielleicht nicht schon während der noch folgenden drei Wochentage im Friedhofe ein Grab bereite? — Muß das „Heute“ uns da nicht zum Ernste mahnen, und in Folge dieses Ernstes wird dann gewiß jeder

Christ außer dem täglichen Brote den Herrn auch um Seelenbrot bitten, das ist um Gnade, um Weisheit, um Kraft und Stärke zum Guten. Ja er wird Jesum bitten, daß Er zu ihm komme im heiligen Sakramente, und wer nicht so thut, der nährt eine Feindschaft gegen sich selbst im Herzen, die mehr als unbegreiflich ist, denn wie schnell ist das „Heute“ vorüber, wie rasch heißt es: „Mittwoch gewesen“, dann folgt — der Donnerstag.

Es ist Donnerstag, das heißt der Tag des Donners, und der Herr zürnt über Jene, die die Zeit der Gnade nicht benützten. Unglückliche Menschen, welche die Langmuth des Allgütigen erschöpften und den Zorn des Himmels über ihren Häuptern wachriefen! Wie konnten sie wohl so verkehrt, so selbstfeindlich handeln? Wie war es möglich, daß ihr Auge so ganz verblendet war? Hat ihnen doch die Sonne beim Tagwerke geleuchtet; hat sie doch der Mond als treues Bild der Welt daran erinnert, wie vergänglich Alles hienieden sei. Und dennoch

waren sie so lässig und träge im Dienste des Herrn; selbst die Mitte der Woche vermochte den religiösen Ernst, die Erkenntniß der wahren Aufgabe des Lebens, in ihnen nicht wachzurufen. Mußte da, frage ich, der Herr nicht endlich zürnen? Mußte nicht die Stimme des liebenden, immer mahnenden Vaters in die Donnerstimme des Richters sich umgestalten und mußte nicht ein Tag der Strafe mit allen seinen Schrecken nahen?

Wie schön entspricht wieder diesem fünften Wochentage die fünfte Bitte, in welcher der Christ in Zerknirschung fleht: „Vater, vergieb uns unsere Schulden, wie wir auch vergeben unsern Schuldigern."

Wohl Jenen, welche der zürnenden Stimme des Himmels ihr Gehör nicht verschließen und so doch noch am Rande des Abgrundes, der sie zu verschlingen droht, aus ihrem bösen Traume erwachen. Wohl ihnen, die nach langer Verblendung endlich reumüthig sprechen: „Vergieb uns, himmlischer Vater, wie auch wir vergeben." Gewiß

entschwindet für so Flehende auch am Donnerstage das Gewitter und gewiß wölbet sich über ihren Häuptern ein Regenbogen, ein Bote des Friedens. In Ruhe verbringen sie sicher die Nacht und wenn sie erwachen, ist der Tag des Donners mit all' seinen Schrecken entschwunden. Ganz anders wie früher begrüßen sie dann die Sonne, denn der Freitag, der Tag der Erlösung, geht für sie auf.

An diesem Tage litt und starb Christus der Herr für uns auf dem heiligen Opferberge, und damit der durch den Heiland von der Nacht des Todes befreite Christ auch fürder in der Gnade des Ewigen bleibe, bittet er Gott um seinen Beistand und fleht in der sechsten Bitte: „Herr, führe uns nicht in Versuchung." Von frommem Muthe beseelt, muß er aber dabei während der ganzen Dauer seiner irdischen Pilgerfahrt einen guten Streit beharrlich gegen die Macht des Bösen kämpfen, denn sonst sinkt er wieder zurück in die trostlose Knechtschaft der Sünde; das Erlösungswerk ward dann für ihn umsonst voll-

bracht und das: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden!“ was der Engel an dem leeren Grabe des Gekreuzigten sprach, hat für ihn nichts Trostreiches, denn ein unbußfertiger Sünder kann für sich nur ein Endziel im Grabe wünschen, während dem wahren Christen das Grab als Ausgangspunkt in das Land der Verheißungen gilt.

Es ist sonach für jeden Christen sowohl die sechste Bitte des Vaterunsers, wie auch der sechste Tag der Woche von größter Wichtigkeit, denn, wie dieser Tag Jedem zuruft: „Heute floß auf Golgatha des Erlösers Blut; habe wohl Acht, daß es für dich nicht umsonst vergossen wurde!“ so weiset die sechste Bitte Jeden, dem es schwer wird, in dem Kampfe mit den Drangsalen zu bestehen, auf den Heiland hin, welcher einen Gläubigen, der mit Inbrunst seinen Beistand anfleht, nie verläßt.

Auf den Freitag folgt nun der Samstag, das ist — der Tag der Ruhe. Vollkommene Ruhe wird aber hienieden dem Mächtigsten und Reichsten

eben so wenig zu Theil, wie dem Hilflosesten und Aermsten, denn die Leiden und Uebel schreiten nicht nur über die ärmliche Schwelle der Hütte, sondern auch über die des Palastes. Das größte und einzig wahre Uebel ist nun aber, wie schon früher erwähnt, die Sünde, denn es giebt wahrhaftig nichts Entsetzlicheres, als unter beständigen Gewissensbissen, unter Angst und Qual sein Leben hinschleppen zu müßen.

Wo ist nun aber dann der gestörte innere Friede wieder zu finden, wo die Ruhe des Gewissens wieder zu erlangen? Nur am Fuße des Kreuzes, am Grabsteine des auferstandenen Erlösers, der zum Altare der Kirche für die gesammte Christenheit geworden; der Kirche, die in der Taufe den Neugeborenen aus den Armen seiner Mutter empfängt und ihm das Siegel der geistigen Wiedergeburt aufdrückt; die den Menschen mit ihrer Lehre und mit ihren Heilsmitteln durch das Leben geleitet, um ihn dann, das Memento mori mit geweihter Asche auf seine Stirne schreibend, für das Grab

und für den Tod vorzubereiten und zu weihen; der Kirche, die dem in der Wüste des Lebens irrenden Menschen das Land seliger Verheißungen jenseits des Grabes zeigt, wo sie den Gläubigen, den sie in geweihter Erde bestattet, damit der Staub zum Staube zurückkehre, an der Pforte der Ewigkeit wieder empfängt.

Wie so ganz nahe liegt da wieder dem gepreßten Herzen die letzte Bitte: „Vater, erlöse uns von dem Uebel." Die Gewährung dieser Bitte nimmt uns wahrhaftig die größte Last von der leidenden Seele, denn nichts scheidet uns dann mehr von Gott.

Wahre und bleibende Ruhe finden wir freilich erst dann, wenn sich das Licht des Tages für uns in's Dunkel hüllt, wenn man uns gleich Christus in's Grab senkt und dem Blicke der Seele das Licht der ewigen Ruhe im Bereiche unseres wahren Vaterlandes aufgeht. Es heißt daher der letzte Tag der Woche auch Sonnabend, das ist der Abend vor jenem ewigen Sonntage, den wir dann im Himmel feiern, wenn hienieden

das letzte aller Uebel, der Tod, überwunden ist.

Der Tod ist sonach unseres Lebens letzter Abend; mit ihm geht die letzte Lebenswoche zu Ende und Jenen, die sich eines gottgefälligen Wandels beflissen, ist er der Sonnabend, auf den ein ewig schöner Morgen folgen wird; ein Tag, wo die ewige Sonne, Jesus Christus, in unübertrefflicher Pracht und Majestät leuchtet.

Erfasset daher schon frühzeitig die wahre Aufgabe eurer irdischen Pilgerfahrt; glaubet, vertrauet und hoffet; streitet beharrlich für das Gute; fliehet die Irrthümer und die Sünde als das größte Uebel; betet, bittet und lebet recht, auf daß euer letzter Abend solch' ein Abend sei.

VII.

Wahrer Patriotismus.

Wie durch die Festigkeit des Fundamentes auch das darauf ruhende Gebäude gesichert wird, mit der Verrückung desselben hingegen alles, was darauf ruhen soll, seinen Halt verliert, so verhält es sich auch mit dem Gebäude: Patriotismus — Vaterlandsliebe.

Ein Christ, welcher, seinem Taufeide untreu, weder die Gebote Gottes hält, noch die Vorschriften der Kirche achtet, ist, wie schon früher erwähnt, nichts weiter als ein blos Getaufter; im gleichen Sinne ist ein Staatsbürger, der die Vaterlandsliebe nicht bethätigt, ein blos in dem Lande Geborener, als welcher er jedoch eben so wenig Anspruch auf die Bezeichnung „Patriot" hat, wie der blos Getaufte auf das Prädicat „Christ".

Nach der Liebe Gottes ist die zum Vaterlande eine der edelsten Tugenden und gleichzeitig die heiligste Verpflichtung jedes Staatsbürgers, welche Bezeichnung überhaupt nur ein guter Patriot verdient.

Schwerlich giebt es in einem europäischen Staate Leute, die nicht schon gar viel über Patriotismus gelesen, gehört oder geredet haben; dessen ungeachtet kennen aber die bei weitem Wenigsten diesen hochwichtigen Gegenstand seiner vollen Bedeutung und seinem ganzen Umfange nach; sie kennen ihn nicht, weil sie sich entweder nie die Mühe gaben, tiefer und gründlicher darüber nachzudenken, oder weil sie nicht auf jener Bildungsstufe der Urtheilsfähigkeit stehen, wo Forschungen zu Ueberzeugungen und Gründe zu heiligen Pflichten werden. Wieder, und zwar in jedem Staate, giebt es Eingeborene, für welche das Wort „Patriotismus“ gar nicht existirt, und die weder in ihren Gesinnungen, noch in ihren Handlungen einen Funken von Anhänglichkeit an ihr Vaterland verrathen.

Diese Letzteren zeigen nun freilich, daß sie sich bereits jedes bessern Gefühls entäußerten, denn sogar wilde Thiere lieben ja die Zone, unter welcher sie auf die Welt kamen und vertheidigen muthig ihre Höhle oder ihr Lager gegen jeden feindlichen Angriff. Der seinem Erdreiche entrissene Baum trauert, selbst wenn ihn der sorgsamste Gärtner anderswohin verpflanzt, und die Bewohner des Nordpoles sehnen sich, umgeben von dem Segen des fruchtreichsten, herrlichsten Himmelsstriches, heim in ihre unwirthbare Schnee- und Eiswüste. Den Bettler beschleicht ein Gefühl des Unglücks, wenn er in die Verbannung wandern muß, und der schwerste Verbrecher, über welchen das Gesetz den Stab gebrochen, trägt seine Ketten lieber im Vaterlande, selbst ohne Hoffnung, daß sich ihm die Thüre seines Kerkers je wieder zur Befreiung öffnen werde.

Diese alle nun haben jedoch nur das Gefühl, nicht aber den rechten Begriff des Patriotismus, und da derselbe lediglich aus Grundsätzen hervorgeht, so kann

hiebei selbstverständlich Oberflächlichkeit nicht genügen; richtig erfaßt und wohl verstanden muß dieser Begriff sein, und um verständig zu werden, giebt es nur einen sichern Weg — das Lernen.

Aus dem hier Angeführten erhellt nun, daß das Lernen jedem Berufe vorausgehen müsse und daß es die Pflicht jedes jungen Staatsbürgers sei, sich wenigstens jene unentbehrlichen Kenntnisse zu erwerben, aus welchen gute, praktische Grundsätze für's Leben als Beförderungsmittel des wahren Bürgersinnes und eines ernsten Nationalcharakters hervorgehen.

Wer gründlich wissen will, was der wahre Patriotismus von jedem einzelnen Staatsbürger fordert, der muß zuvörderst untersuchen, was zur allgemeinen Wohlfahrt eines Volkes überhaupt gehört.

Zur Förderung der allgemeinen staatlichen Wohlfahrt, die nach der Lehre Jesu jedem Christen so sehr am Herzen liegen muß, wie seine persönliche Wohlfahrt, gehört:

1) Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes;
2) gemeinschaftliche Beschützung desselben;
3) gemeinschaftliches Herbeischaffen der nöthigen Erfordernisse, welche das Leben, die Gesundheit und die Zufriedenheit erheischen;
4) Umlauf dieser Erfordernisse durch den Verkehr im Handel und Wandel, und endlich
5) Verhütung alles dessen, was die Bedürfnisse vermehren und folgerichtig das Menschenleben sauer und elend machen muß.

Aus diesen Erfordernissen zur festen Begründung des Staatswohles ergeben sich folgende Pflichten des Patriotismus:

Jeder Staatsbürger ist gehalten, Alles zu thun oder zu befördern, was zur Sicherheit des Lebens und des Eigenthumes gehört; gleichzeitig soll er Alles vermeiden oder verhüten, was die Sicherheit bedroht und stört.

Nach diesem ersten Gesetze also muß jeder Staatsangehörige sich nicht nur von allen Kränkungen der Rechte und Befugnisse, sowie von allen Eingriffen in das Eigenthum, des Gutes oder der Ehre seiner Nebenmenschen enthalten, sondern noch weit mehr von all' Dem, was die Rechte der Kirche und des Staates, die Ehre des Fürsten und der Nation, die obrigkeitliche Gewalt, das Leben und die Ruhe der Unterthanen, die Heiligkeit der Landesgesetze und die öffentlichen Kassen und Einkünfte beeinträchtigt.

Nach diesem Gesetze muß ferner jeder brave Unterthan Alle, welche die Sicherheit des Lebens oder des Eigenthumes anzugreifen drohen, daran verhindern; sollte es ihm hiezu an Kraft gebrechen, so hat er die Obrigkeit von dem bösen Vorhaben zu verständigen; auch ist es seine Pflicht, alle Anstalten, deren Aufgabe es ist, für die Aufrechthaltung der Ehre des Staates, für den Wohlstand der Unterthanen, für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit und für die äußere Ruhe und Sicherheit sowohl in

den Häusern, wie auf der Straße Sorge zu tragen, auf jede ihm mögliche Weise zu begünstigen; nur gut soll er davon sprechen und keinen Theil seiner Kräfte oder seines Vermögens, den er, ohne den eigenen Lebensbedürfnissen Abbruch zu thun, entbehren kann, soll er für zu groß ansehen, als daß er ihn nicht als Zeugniß eines treuen Bürgersinnes und wohlverstandener Pflichten auf den Altar des Vaterlandes niederlegen möchte.

Jeder Staatsbürger ist ferner gehalten, den Staat, das heißt das Leben, das Gut und die Ehre des Regenten wie der Unterthanen gegen jeden Feind zu schützen.

Das Wörtchen „jeden" ist hier von hoher Wichtigkeit, denn ein guter Patriot soll nicht fragen, wer der Feind sei und nicht erwägen, ob er etwa mit demselben in keiner, in naher oder in ferner Verbindung stehe; das Vorhandensein der Gefahr allein ist es, worauf er sein Augenmerk zu richten hat und für deren

Abwehr er nicht theilweise, sondern ganz, ohne jeglichen Vorbehalt, einstehen muß.

Dieser Schutz einer Gefahr gegenüber, welche die geheiligte Majestät oder die Wohlfahrt der Unterthanen bedroht, muß ein gemeinschaftlicher sein, das heißt, es darf Keiner, der gesund ist und gerade Glieder hat, sich ausschließen, denn wozu Alle verbunden sind, dazu ist auch jeder Einzelne verbunden, und wenn ein Einzelner das Recht haben wollte, sich auszuschließen, so hätten es natürlich auch Alle.

Hieraus geht nun hervor, daß Jeder, der nicht wünscht, daß alle seine Mitbürger im Augenblicke der Gefahr sich theilnahmslos zeigen und das Land verheeren lassen, von Treue und Opferwilligkeit erfüllt, sich zu der Schutzmacht stelle. Kraft, Zeit und Gut fordert in solchen Momenten der echte Patriotismus von jedem Staatsangehörigen, und wenn die Gefahr sich steigert und dadurch das Leben Aller in Gefahr kommt, so fordert er selbstverständlich auch die Aufopferung jedes einzelnen Lebens.

In diesem Sinne verpflichtet sich jeder Unterthan bei Ablegung des Staatsbürgereides, für das Ganze zu arbeiten und zu leiden, unter den Segnungen des Friedens, bei strenger Beobachtung der Gesetze, mit seinen Nebenbürgern glücklich zu sein und in den Tagen schwerer Prüfung und Landesbedrängniß mit Allen für Fürst und Vaterland gegen jeden Feind, auf Gott vertrauend, zu kämpfen, zu siegen oder als ein Blutzeuge des wahren Patriotismus zu fallen.

Die Aufrechthaltung des Wohlstandes im Vaterlande erfordert, daß jeder Staatsbürger zur Herbeischaffung aller wirklichen Erfordernisse gemeinschaftlich mitwirke, das heißt, Jeder soll, wie schon in dem Kapitel „Arbeit" erwähnt, in seinem Stande und Berufe arbeitsam und fleißig sein.

Unschwer begreift nun wohl Jeder, daß alle Bedürfnisse, sowohl des Ein-

zelnen wie des Ganzen, nie von einem einzelnen Menschen herbeigeschafft werden können, und jeder Staatsbürger, der sich die Mühe giebt, nachzudenken, was ihm und seiner Familie durchaus unentbehrlich ist, wird unschwer zu der Ueberzeugung gelangen, daß täglich Tausende an dem arbeiten, was er und die Seinen bedürfen. Hierunter ist zu verstehen: Speise und Trank, deren productive Erzeugung und Zubereitung, Wohnung und Kleidung, Mittel zur Erhaltung und Herstellung der Gesundheit, Anstalten zur religiösen und gemeinnützigen Heranbildung der Jugend, Versorgung der Kranken, Erziehungshäuser für Waisen, Sicherheit der Person und des Eigenthumes durch das Institut der Schutzwache, Sicherheit vor einem plötzlichen Einfall des Feindes durch das stehende Heer und durch jene militärischen Abtheilungen, die an den Grenzen Wache halten, Feuerlöschanstalten, Begräbnißplätze und endlich überreiche Mittel zur höhern Bildung der Nation durch die verschiedenen Abstufungen des Lehrstandes.

Wenn es nun, wie aus dem eben Angeführten hervorgeht, unumgänglich nöthig ist, daß Tausende für Einen arbeiten, so ergiebt sich selbstverständlich für jeden Einzelnen die Verpflichtung, daß er wieder für Tausende arbeiten müsse. Aus dem Erkennen dieser Verpflichtung gingen die verschiedenen Stände der Menschen hervor, welche alle unter dem allgemeinen Gesetze stehen, und der Fürst wie der Minister, der geistliche wie der weltliche Lehrer, der Jurist wie der Arzt, der Kaufmann wie der Handwerksmeister, der Soldat wie der Bauer, kurz Alle müssen ihrem Stande, welchen sie zur Herbeischaffung der Erfordernisse der übrigen Staatsangehörigen übernommen haben, mit Treue, Sorgfalt und unermüdetem Fleiße nachkommen, das heißt, Jeder muß seine Art von Arbeit so gut machen, als es ihm nur immer möglich ist, und zwar schon deßhalb, weil er wünscht und erwartet, daß jeder Andere auch für ihn wiederum so gut, so sorgfältig und gewissenhaft arbeite, als er es nur immer im Stande ist.

Daraus ergiebt sich nun noch ein weiteres Gesetz, welchem sich kein redlicher Weltbürger und guter Patriot entziehen darf. Niemand soll nämlich einen Stand sich wählen, wozu er keinen Beruf fühlt; eben so wenig soll Jemand Arbeit übernehmen, wozu es ihm entweder an Zeit oder an Tüchtigkeit gebricht. Es soll und muß daher Jeder zuvörderst wohl und gewissenhaft überlegen, ob er ein Geschäft sammt den Pflichten, welche ihm dasselbe auferlegt, zu Stande bringen und ob er überhaupt in einer Sache das gegebene Wort halten und das ihm geschenkte Vertrauen rechtfertigen kann. Es ist sonach eine Charakterlosigkeit, wenn sich Jemand zu einem Geschäfte oder zu einem Amte mit dem Bewußtsein drängt, es mangle ihm hiezu die nöthige Tüchtigkeit; auch soll nie Jemand Arbeiten übernehmen oder Verpflichtungen eingehen, die er zur festgesetzten Frist nicht einhalten kann. Es erfordert das die Rechtschaffenheit auf der einen und die Billigkeit auf der andern Seite, denn Jeder wünscht und fordert das ja auch von andern Menschen,

weßhalb er gleichfalls gehalten ist, dasselbe zu leisten, sonst verdient er die Bezeichnung: Täuscher, Betrüger, und das gerechte Mißtrauen seiner Mitbürger entzieht ihm die Achtung und den Beistand derselben.

Da die meisten Erfordernisse der Landesangehörigen durch den Handel in Umlauf gesetzt werden und das ohne die Befestigung des Vertrauens des Einen gegen den Andern nicht möglich ist, so gilt die Ehrlichkeit im Handel und Verkehre auch als allgemeines Gesetz, das jeder Staatsbürger heilig halten soll.

Heilig gehalten wird nun dieses Gesetz, wenn der Handwerksmann eine tüchtige Arbeit liefert, von den ihm zur Arbeit anvertrauten Dingen nichts entwendet und billig fordert; ferner muß der Verkäufer echte Waare geben, das gesetzliche Maß und Gewicht führen und mit mäßigem Gewinne sich begnügen.

Aus diesen Pflichten des Verkäufers ergiebt sich die Verpflichtung für den Käufer, daß er ehrlich bezahle, durch falsche Münze nicht betrüge, unverfälschte Sicherheit für den erbetenen und ihm genehmigten Credit gebe und die entfallenen landesüblichen Zinsen gewissenhaft entrichte. So zu thun ist jeder Schuldner gehalten, wobei jedoch noch zu bemerken ist, daß der Gläubiger den Letztern nicht durch unbillige Sicherheits-Forderungen drücke und durch das Begehren ungerechter Interessen verderbe.

Zu all' dem kommt noch ein Hauptpunkt, welcher die Vermehrung der Erfordernisse betrifft, die jeder wackere Staatsbürger theils seiner Familie wegen, theils jener Pflichten halber vermeiden soll, welche von ihm verlangen, daß er gewissenhaft das allgemeine Staatswohl mitfördern helfe.

Daß nun alle Jene, welche mehr ausgeben als sie einnehmen, folgerichtig ihren

Ruin herbeiführen, das habe ich schon früher genügend erörtert, und die meisten, die sich durch Leichtsinn und Verschwendung um ihr Geschäft und in Verarmung gebracht, sehen das wohl am Ende selbst ein, ungemein entrüstet aber würden sie werden, wenn man ihnen geradezu sagte, sie seien keine Patrioten. Das gäbe ein Geschrei. „Wenn wir unser Vermögen angebracht haben," würde es heißen, „so geht das Niemand etwas an; es war unser Eigenthum, weßhalb wir auch damit machen konnten, was wir wollten. Wenn wir jetzt auch Hunger, Kummer und schwere Sorgen haben, so müssen wir das ebenfalls selbst leiden; wer hat also das Recht, uns zu schelten; wer darf es wagen, uns den Patriotismus abzusprechen?"

So und vielleicht noch weit heftiger würde man von allen Seiten den vermeintlich ungerechten Angriff zurückweisen, und dennoch hätte das ganze Geschrei keine andere Wirkung, als wie ein Steinwurf in's Wasser, der nur einige wirbelnde Kreise hervorbringt, den Lauf des

Stromes aber nicht aufzuhalten vermag.

So wenig nun ein in das Wasser geschleuderter Stein demselben eine andere Richtung anweisen kann, eben so wenig könnte das vorangeführte Geschrei den harten Ausspruch desjenigen ändern, welcher den durch Verschwendung sich um Geschäft und Brot Gebrachten aus der Zahl der Patrioten streicht. Die Verschwendung führt nämlich, wie schon genügend hier gezeigt, früher oder später zur Verarmung, und je mehr Menschen täglich in bittere Dürftigkeit und Hilflosigkeit gerathen, desto höher steigt auch die Fluth des Elendes im ganzen Lande.

Die Fluth kann nun sicherlich kein wahrer Patriot erhöhen wollen, denn statt für das Wohl des Vaterlandes zu arbeiten und zu schaffen, vermehrte er ja sonst geradezu die Lasten desselben. Ueberhaupt giebt es für den Staatsbürger nichts Achtungswürdigeres, als wenn man von ihm rühmen kann, er sei ein guter Familienvater, ein ehrenhafter Geschäftsmann und ein guter Christ. Ein guter

Familienvater! In welch' bedauerlichem Widerspruche steht nun aber diese Bezeichnung mit dem verkehrten Thun eines Menschen, der durch Hoffart, durch Verschwendung und durch schlechte Wirthschaft überhaupt sich zu Grunde richtet; der seinem Weibe, statt ihr als Stütze zu dienen, als Lohn ihrer Mühewaltungen und schwerer Mutterpflichten den Bettelstab in die Hand giebt; der die Erziehung seiner durch ihn unglücklichen Kinder dem Staate überläßt und sie im Erkrankungsfalle in ein Kinderspital bringen muß, weil seine Verschwendung die Unglücklichen um das Bett gebracht und weil für die unentbehrlichen Medikamente kein Geld im Hause ist.

So wenig die Worte: „Guter Familienvater" für einen solchen Menschen sich schicken, eben so wenig kann man von ihm sagen, er sei ein ehrenhafter Geschäftsmann gewesen, denn da er während seines Lebens weder an seine Zukunft, noch an das Schicksal seiner Familie gedacht, so wird er auch schwerlich im Handel und Verkehre gerechnet

haben, ob Jene, die ihm Credit gewährten, zu ihrem Eigenthume wieder kommen werden. „Gehe es so lange es geht," das ist die Denkungsart solcher Menschen, die, jedes soliden Standpunktes entbehrend, sich auf gut Glück dem Zufalle überlassen. Da nun aber lediglich nach sichern Berechnungen Geschäfte geführt werden müssen, so kann es unmöglich ehrenhaft sein, nur so lange Verbindlichkeiten zu erfüllen, so lange es eben geht, weil jeder so Handelnde ja mit Sicherheit weiß, es werde einmal nicht mehr gehen und Jene werden dann verlieren, die eben am Zuge sind.

Wer nun kein guter Familienvater und kein ehrenhafter Geschäftsmann ist, kann schon deßhalb auch kein guter Christ sein, weil gerade die Religion Jedem den Schutz und die Sorge für seine Familie und die Ehrenhaftigkeit im Verkehre mit seinen Nebenmenschen zur heiligen Pflicht macht, während sie Völlerei und Hoffart unter die Todsünden zählt.

Wer nun schlecht an Weib und Kind,

gewissenlos an seinen Mitbürgern und vermessen gegen Gott handelt, der kann doch sicherlich auch kein guter Patriot genannt werden wollen. Wie kann der Staat dem vertrauen, der das Vertrauen seiner Angehörigen und seiner Geschäftsfreunde so gewissenlos zu ihrem Nachtheile mißbrauchte, und dem Verschwendung und Vergnügungssucht mehr werth waren, als die Liebe, die Achtung und die Wohlfahrt seiner Familie und jener Staatsangehörigen, die mit ihm verkehrten; ihm, dem selbst der Segen des Himmels entbehrlich schien, indem er nur solche Handlungen beging, die Gottes Mißfallen erregen und seine Langmuth erschöpfen.

Die Verblendung solcher Menschen geht jedoch so weit, daß Viele trotz des hier Angeführten behaupten würden, den Patriotismus könne man ihnen doch nicht absprechen, denn wenn plötzlich ein Feind in das Vaterland einfiele, so kämpften sie vielleicht entschlossener wie mancher Andere, der sich rühmt, in allen Stücken ein guter Patriot zu sein.

Ich sagte früher in diesem Kapitel, daß der wahre Begriff des Patriotismus lediglich nur aus Grundsätzen und aus wohlverstandenen Pflichten hervorgehen könne, während ich hier eben deutlich zeigte, daß schlechte Grundsätze oder wohl auch ein Mangel an Grundsätzen den verkehrt Lebenden um all' das bringt, was jeder wackere Mann wünschen wird, daß man es an ihm achte. Wer nun wohlverstandene Pflichten weder gegen Weib und Kind, noch gegen die Staatsgesellschaft und eben so wenig gegen Gott an den Tag legt, der kann mit dem Patriotismus schon deßhalb nichts gemein haben, weil er in allen seinen Handlungen unwiderleglich beweist, daß er die Pflichten eines Christen und braven Staatsbürgers entweder gar nicht kenne oder sie in böser Absicht unerfüllt lasse. Hilft nun auch ein Solcher während der Tage der Gefahr entschlossen den Feind mitbekämpfen, so kann diesem Entschluße unmöglich jener fromme Muth zu Grunde liegen, der den wirklichen Patrioten beseelt, welcher ein geachtetes Leben, ein

Leben, das einen moralischen Werth hat, in dem Kampfe für edle Grundsätze und wohlverstandene Pflichten einsetzt; wer jedoch die Liebe seiner Familie und die Achtung seiner Mitbürger verscherzte, was setzt denn ein solcher ein, was kann denn für den verloren gehen? Die Antwort lautet einfach: ein schuldbeladenes, gebrandmarktes Leben. Da wagt er nun freilich wenig und da er dem Staate nie als Patriot galt, so kann er weder sagen, er kämpfe für den Patriotismus, noch er fechte für den eigenen Heerd, das Glück und den Frieden der Seinen zerstörte ja eben seine pflichtvergessene Handlungsweise. Wie er früher nach dem verwerflichen Principe: Gehe es so lange es geht, seinen Schlendrian betrieb, so giebt er sich eben auch jetzt den Wechselfällen des Krieges hin, in der Hoffnung, ein günstiger Zufall könne seine leere Tasche noch einmal füllen. Die Würdigkeit eines braven Vaterlandsvertheidigers bringt er sonach nicht mit in den Kampf, und wenn der Tod in blutiger Schlacht ihn plötzlich ereilt, so rühmt

ihm gewiß Niemand nach, er sei als pflichtgetreuer Patriot gefallen; weit näher aber liegt das Urtheil, ein schlechter Familienvater und gewissenloser Mann habe sein Ende gefunden, wobei man nur wünschen könne, daß Gott ihm gnädig sein möge.

Hiebei ist noch zu bemerken, daß gerade solche Leute, die in Folge eigener Verschuldungen nichts mehr zu verlieren haben, als ein unrühmliches Leben, auch da gar bereitwillig zur Waffe greifen, wo es sich nicht um die Beschützung des Vaterlandes, sondern um den Umsturz der Gesetze im Lande selbst handelt. Der Muth solcher Menschen, welchen gute Grundsätze und das Verständniß der Staatsbürgerpflichten fehlen, ist daher gegen einen äußern Feind angewendet, nicht achtbar, in den Tagen eines plötzlich auflodernden Aufruhres aber dem Staate selbst höchst gefährlich. Es hat das die Erfahrung nur all' zu deutlich gezeigt, und der aufzeichnende Griffel der Geschichte hat ein zahlreiches Register

schlechter Staatsbürger aus der Zahl der Patrioten gestrichen.

Aus dem nun, was ich in diesem Kapitel vorgetragen, ergiebt sich die unverrückbare Nothwendigkeit, daß all' die in demselben verzeichneten Pflichten und Gesetze wohlverstanden und heilig gehalten werden müssen; sie müssen ohne Ausnahme beobachtet werden und wenn, um ein Beispiel anzuführen, ein Bösewicht die öffentliche Sicherheit stören will und er wäre das eigene Kind eines Staatsbürgers, so müßte dieser Bürger an dem Ungerathenen dasselbe thun, was er gegen jeden Fremden durch Anwendung der gesetzlichen Mittel thun würde, um die bedrohte Ruhe zu schützen und zu sichern; ferner, wenn die Vertheidigung des Vaterlandes die eigene Familie eines Bürgers beunruhigen sollte, so müßte er die Ruhe zum Opfer bringen, und wenn Jemand durch die Verläugnung des Vaterlandswohles oder eines wesentlichen Theiles desselben sich die größten Summen erwerben und dem Anscheine nach überaus glücklich machen könnte, so müßte er

diesen Gewinn verachten und die Förderung des allgemeinen Staatswohles vorziehen.

Sehet, junge Staatsbürger Bayerns, das allein ist wahrer Patriotismus, welcher himmelweit von jenem der Enthusiasten sich unterscheidet, die nur im Affecte sich als Patrioten zeigen, aber nicht entfernt daran denken, daß der wirkliche Staatsbürger nicht eine seiner Pflichten unerfüllt lassen dürfe. Diese Nothwendigkeit des gegenwärtigen Beistandes guter Menschen hat Gott in seiner Weisheit selbst angeordnet, und ich frage, können wohl Jene an diesen Gott glauben und Ihn Allvater, mithin auch ihren Vater nennen, wenn sie nicht gleichzeitig ihre Pflichten gegen ihre Nebenmenschen eingestehen und heilig halten? Möchten solche Verblendete doch erwägen, daß sie sich zu der Lehre Jesu und zu seinem Evangelium bekennen, und daß gerade Christus den Grundsatz eines allgemeinen treuen Beistandes zum Mittelpunkte seiner unübertrefflichen Lehre machte, ihn durch sein Beispiel unter-

stützte und als Muster der ganzen Menschheit dadurch ausübte, daß Er mit Aufopferung seiner Ruhe und seines heiligsten Lebens nur zum Heile der Welt und für die Beseligung der Menschheit lebte.

Hieraus ergiebt sich, daß sich Niemand einen Freund, einen Verehrer und Nachfolger des Herrn nennen kann, welcher die Gesetze, die zugleich göttliche sind, nicht hält, und welcher die Staatsbürgerpflichten, die in der Religion ihre Begründung finden, unerfüllt läßt.

Am Schluße dieses Kapitels sage ich nun noch, erwäget einmal den Rückfluß alles Guten, was ein Mensch für die Welt thut, auf ihn selbst, und ihr werdet die unerschütterliche Ueberzeugung gewinnen, daß es keine Rechte für denjenigen giebt, der sich aller seiner Verpflichtungen entäußert; eben so wenig ist Gewissensruhe und ein persönliches Glück denkbar, wenn man nicht das Glück und die Wohlfahrt seiner Mitbürger beständig im Auge hat. Gehet zum Behufe dieses Erkennens alle in diesem Kapitel verzeichneten Pflichten und Ge-

setze durch und ihr werdet sicherlich zu dem aufrichtigen Bekenntnisse gedrängt, was ihr für den Staat und für die Wohlfahrt eurer Mitbürger thuet, thuet ihr gleichzeitig für euch selbst.

Könnt ihr z. B. für die öffentliche Sicherheit sorgen, ohne eure persönliche Sicherheit gleichzeitig mitgedeckt zu haben? Könnt ihr euer Vaterland vertheidigen, ohne euch und die Eurigen mitzuschützen? Könnt ihr für wahre Aufklärung und Bildung der Nation wirksam sein, ohne daß auch ihr daran Theil nehmet, indem ihr selbst desto geborgener und glücklicher lebet, je rechtschaffener und besser die Menschen sind, unter denen ihr wohnet? Könnt ihr den Umlauf der Erfordernisse, z. B. des Geldes, befördern, ohne daß euch das selbst zu Gute käme? Gewiß nicht, denn ihr habet ja, als Theile des Ganzen, an all' dem Guten Antheil, was euerm Vaterlande wiederfährt, und wenn der ganze Staat leidet, leidet selbstverständlich auch jeder Unterthan desselben.

Und wenn ihr nun über die Welt

hinweg eure Gedanken zur Ewigkeit erhebet, was kann dort euer wahres Glück mehr begründen, was kann Gott, der Gerechte, welcher Gesetze und Verheißungen gab, mehr lohnen als ein lauteres Herz und die getreue Erfüllung wohlverstandeuer Pflichten? Zum Himmelsbürger wird sicherlich der gute Staatsbürger in jenem Reiche dann, das der Herr verwaltet und wo angelangt, man erst erkennt, hier allein sei des Menschen wahres Heimathland.

VIII.

Die drei Hauptstände.

Aus der im vorhergehenden Kapitel gemachten Aufzählung der unentbehrlichsten Erfordernisse für jeden Staatsbürger und seine Familie ergeben sich drei Hauptstände, nämlich: der Lehr-, der Wehr- und der Nährstand, deren vereintes Zusammenwirken die ursprüngliche Gestalt der Erde veränderte, den rohen Menschen umwandelte und in der Zeitfolge für das Staatsgebäude jene Grundlage geworden ist, welche das Zerstörungsprincip zeitweilig wohl erschüttern, nie aber vernichten konnte.

Wenn ich sage, die ursprüngliche Gestalt der Erde sei in der Zeitfolge durch das beharrliche Zusammenwirken der Menschen verändert worden, so vergesse ich hiebei jener Veränderung der Erde nicht,

welche die Natur selbst bewirkte; es nehmen dieselben jedoch nur eine untergeordnete Stellung ein, weil sie größtentheils in vorhistorischen Zeiten geschehen, eben deßhalb außer Verbindung mit der uns bekannten oder von der Wissenschaft zu erforschenden Verkettung menschlicher Thaten und Schicksale liegen und überdieß häufig auf bloßen Muthmaßungen beruhen, wie: die Verkleinerung des kaspischen, die Bildung des Mittelmeeres 2c.; die kleineren Elementar-Revolutionen, wie z. B. die Entstehung von neuen Inseln, Bergen und Seeen, die abwechselnden Eroberungen des Meeres und des festen Landes gegen einander sind für's Ganze nur von geringem Belange, ebenso die noch weiteren Veränderungen, die nicht plötzlich oder gewaltsam, sondern nur allmälig eintreten, als: die Erniedrigung der Berge und die Erhöhung der Thäler, was den Naturforschern nur bei der Ueberschauung mehrerer Jahrtausende ein genügendes Resultat an die Hand giebt. Desto wichtiger ist für uns jedoch die Umgestaltung

der Erde durch die Hand des Menschen, und um diese Wichtigkeit Jedem recht klar zu machen, ist ein Blick in die Urzeit und auf jene Länder nöthig, die der Fleiß des civilisirten Menschen erst seit den letzten Jahrhunderten umgestaltet. Es liegen diese Länder meist unter den herrlichsten Himmelsstrichen; sie hatten schon damals den fruchtbarsten Boden, eine überreiche Bewässerung und boten dem Beschauer die schönste Abwechselung von Höhezügen und Thälern dar. Trotz der Fülle des Segens, welchen sie in sich bargen, war jedoch der Eindruck, den sie auf das Gemüth des civilisirten Menschen machten, ein mehr betrübender als erheiternder. Die Unordnung war es, die ihm nicht behagte; in regellosem Gemische strebten nämlich zahllose Pflanzengattungen empor; die unnützen oder schädlichen verdrängten aber meist die nützlichen; nur unter mühseligen Anstrengungen und Entbehrungen bahnte sich hier der Fuß durch Dornen oder Schlinggewächse einen Pfad, um alsbald wieder in dem Dunkel des menschenfeindlichen

Urwaldes umherzuirren. Bald hemmte ein steiler Fels, ein Abgrund, ein reißender Strom oder ein von dem scharfen Zahne der Zeit gefällter Baum des Wanderers Schritte; Ungeziefer und Insectenschwärme waren ihm lästig und erweckten seinen Abscheu; übelriechende, giftgeschwängerte Dunstmassen, die beständig aus Morästen, in Folge häufiger Ueberschwemmungen entstanden, aufqualmten, verhüllten die Sonne, und aus der Höhle, in welcher der erschöpfte Mensch sich ein Obdach suchte, brüllte ihm blutgierig ein Raubthier entgegen.

Je weiter der Forscher blickt, desto mehr vergrößern sich die Schrecken solcher unwirthbarer Länder; unübersehbare Strecken einer dürren, sonnenverbrannten Haide wechseln ab mit kahlem Gesteine. Hier dehnen sich starre Eisflächen aus und dort lagert brennender Sand, der, vom Winde bewegt, die Luft verfinsternd aufwirbelt und alles Lebende, das er erreicht, erstickt und begräbt. Hier sucht der Dürstende, gegen den Tod des Verschmachtens ankämpfend, vergebens nach

einer labenden Quelle, und dort wird der Boden, über welchen ein todtgeängstester Mensch flieht, von einem austretenden Strome oder von der mit donnernden Schlägen sich heranwälzenden Meeresfluth verschlungen, während an einem andern Orte sich plötzlich die Erde spaltet und ein Vulkan da entsteht, wo ein Mensch sich eine Hütte bauen wollte.

Wie gänzlich veränderten sich nun solche Länder unter der fleißigen Hand des Menschen; wie vortheilhaft hat er sie umgeschaffen? Aus der öden, traurigen Wildniß ist ein freundlicher Garten geworden; dem regellosen Gemische aufwuchernder Pflanzen ist Einhalt gethan und auf unübersehbar ausgedehnten Flächen prangen nützliche Kornfelder; auf Bergen und Hügeln wächst der Weinstock und auf ödes Gestein hat der menschliche Fleiß Erde getragen; dürre Sandwüsten hat er getränkt, Gift ausqualmende Sümpfe trocken gelegt, mit dem Pfluge durchfurcht und durch die ausgestreute Saat zur Erndte vorbereitet. Die bezähmte Wildniß hat er mit zahllosen Wohnun-

gen, mit Dörfern und Städten angefüllt und vergebens kämpft jetzt der reißende Strom gegen die wohlverwahrten Ufer; auch giebt das wild schäumende Meer, durch feste Dämme bezwungen, manchen Erdstrich, den es von dem Festlande abgerißen, wieder zurück. So ward die Erde des Menschen Eigenthum; auf gebahnten Wegen schreitet nun der Fuß des Wanderers; kein jäher Abgrund, kein unübersteiglicher Fels, keine Stromesgewalt hemmt seine Schritte mehr. Ueber Flüsse und Tiefen sind Brücken gespannt; Landstraßen durch Felsen und Klippen gebrochen; regellos laufende Wasser zum schiffbaren Flusse gezwungen und durch Kanäle verbunden; Länder und Erdtheile sind durchschnitten und Meere vereinigt. Auch hat der Mensch ein Land durch die Erzeugnisse der übrigen bereichert, indem er Pflanzengattungen und Thierarten, von dem heimathlichen Boden hinweg nach fernen Zonen getragen, sie veredelte und vervielfältigte; ja selbst die Witterung und das Klima sind dem Menschen gehorsam geworden; beeiste

Flächen sind aufgethaut, tödtliche Fieber erzeugende kalte Nebel geflohen, und die Jahreszeiten sind in Folge des vereinten Zusammenwirkens der Menschen milder geworden.

Zu dieser segensreichen Veränderung der Erde hat der Landmann, der Bauer, mit seinem Pfluge ungemein viel beigetragen, der ganze Nährstand aber mußte mit Hand anlegen; der Wehrstand mußte schützen und erhalten, und der Lehrstand mußte die rohe Kraft des Menschen für die allgemeine Wohlfahrt nützlich lenken, durch Erfindungen ihm die ungeheure Aufgabe der Weltumschaffung erleichtern und ihn durch Bildung selbst veredeln.

Hieraus ergiebt sich nun, daß nur das vereinte Zusammenwirken der Menschen jenen Kulturzustand herbeiführen konnte, dessen wir uns jetzt erfreuen, woraus gleichzeitig hervorgeht, daß der vereinzelte Mensch das bedauernswürdigste und hilfloseste Geschöpf unter der Sonne ist, denn es fehlt demselben nicht nur die moralische und physische Kraft, sondern auch die Zeit, um alle jene Hilfs-

mittel sich zu bereiten und alle jene Erfordernisse sich beizuschaffen, wodurch sein Dasein nur einigermaßen sicher und erträglich gemacht werden kann. Um die Hilflosigkeit des vereinzelten Menschen recht zu veranschaulichen, ist es nöthig, einen Blick auf ihn zu werfen. Er, der vereinzelte Wilde, schläft in seiner Höhle unbeschützt, und während seiner mühseligen Wanderung über ungebahnte Gründe und durch ungelichtete Wälder ist jeder seiner Schritte bedroht. Das stärkere Raubthier zerreißt ihn, das schwächere, aber giftige, führt seinen Tod durch einen Stich oder Biß herbei. Während einer anhaltenden Trockne versiegt die Quelle, die ihn bis jetzt gelabt, während wieder anhaltende Regengüsse den Boden vor seiner Höhle in einen gefährlichen Morast verwandeln; austretende Flüsse oder ein plötzlich niedergehender Wolkenbruch spülen den Damm vor seiner Höhle hinweg und der Schrei des Ertrinkenden ruft kein mitleidiges Wesen zu seiner Rettung herbei. Glühende Winde, gemischt mit Flugsand, wehen ihn blind;

das Gift der Sümpfe betäubt ihn, und wenn er, von einer Krankheit befallen, die Kraft nicht hat, ein Wild zu erlegen oder einen Fisch sich zu fangen, so muß er, jeglichen Beistandes entbehrend, verschmachten. Niemand drückt dem Abgeschiedenen die Augen zu, Niemand begräbt ihn und seine Leiche bleibt auf dem unwirthbaren Boden als willkommene Beute für Hyänen, Geier und jene Thiere zurück, deren grauenvoller Instinct sie die Fäulniß aufsuchen heißt.

Aus dieser Hilflosigkeit eines vereinzelt Lebenden ergiebt sich, daß der gütige Gott die Menschen zu gegenseitigen Hilfeleistungen bestimmte. Schon in der Urzeit wurde dieses Erforderniß erkannt und allenthalben, wo der Forscher Menschen findet, sieht er sie in bald kleineren, bald größeren Familien vereinigt. Aus diesen Familien gingen nun die verschiedenen Sprachen der Völker und in der Zeitfolge die Staaten selbst hervor, in welchen durch Vernunft und Sprache die Kräfte, Ideen und Kenntnisse der Einzelnen ein Gemeineigenthum Aller wurden.

Mehr als die physischen wirken auf den Menschen die moralischen Gründe, und da dieselben am mächtigsten und allgemeinsten im staatlichen Verbande thätig sind, so kann man mit Recht den Staat die Mutter aller Menschencultur, die Bedingung des eigentlichen menschlichen Daseins nennen. Eine mächtige Stütze dieses menschlichen Daseins ist nun, wie aus der bereits geschilderten Veränderung der Erde durch des Menschen Hand ersichtlich, zuvörderst der Nährstand, das ist jene Klasse von Staatsbürgern, die theils den Ackerbau, theils Gewerbe, theils Handel treiben und so zu sagen Alles herbeischaffen, was den übrigen Ständen durchaus nöthig ist. Da aber der Fleiß des Pflügers wie der des Gewerbs- und Handelsmannes des Schutzes sowohl im Innern wie nach Außen bedarf, so muß der Wehrstand die zweite Stütze für das menschliche Dasein, das ist für das Staatsgebäude, bilden, denn ohne das Vorhandensein der Schutzwache existirte die Sicherheit des Eigenthumes nur im Worte, und fiele

ein Feind in's Land ein, so müßte Alles zu den Waffen greifen. Es gäbe dann nur einen Wehrstand; die Felder blieben unbebaut, der Forst unbewirthschaftet; die Metalle gebenden Schachte erleuchtete kein Grubeulicht, durchtönte kein Hammerschlag mehr; die Räder der Mühlen dienten nurmehr dem Wasser zum Spiele, kurz ohne Betrieb stockten alle Geschäfte; auch die Schulen stünden ohne Lehrer verödet und unzählige Familien, die des Ernährers entbehrten, geriethen in das bitterste Elend. Das Alles wird nun aber durch die stehenden Heere, den Wehrstand, verhütet, denn giebt es Krieg, so öffnen sich die Thore der Kasernen und frohen Muthes ziehen die Soldaten, tüchtige Führer an der Spitze, nach den bedrohten Stellen hin, während den Ackerbau, Gewerbe oder Handel treibende Staatsbürger, die Handhaber des Gesetzes und die geistlichen und weltlichen Lehrer, ungestört ihren Berufspflichten nachkommen können.

Ei was bedarf die Welt eines Schutzes durch das kostspielige Erhalten von stehen=

den Heeren; der Krieg ist ein Unding und es giebt nichts Unnatürlicheres, als wenn vernunftbegabte, von Gott nach seinem Ebenbilde geschaffene und zu einer unaufhörlichen Vervollkommnung berufene Wesen sich wie wilde Thiere zerfleischen, die Mittel zu ihrer gegenseitigen Vertilgung in ein wissenschaftliches System bringen und fortwährend geschäftig sind, neue Erfindungen zu machen, um die zerstörenden Kräfte zu vervielfältigen und zu erhöhen.

In dieser Weise sich äußernd würde mir sicherlich an der Stelle, wo ich die Nützlichkeit der stehenden Heere durch Gründe zu beweisen bestrebt bin, die Gesellschaft des ewigen Friedens entgegentreten, und bei flüchtiger Betrachtung erscheint wirklich das Streben dieser Männer, welche den Krieg selbst wie die kostspieligen Anstalten dazu aus der Welt verbannen wollen, als das edelste und gottgefälligste; es befindet sich jedoch weder Europa, noch einer der übrigen Welttheile in der Lage, die Waffen gänzlich wegzulegen, und die Friedensfreunde selbst

müssen bekennen, daß sie einem Ziele entgegenstreben, das der jetzt Lebenden Keiner erreichen wird und das gerade unserer Zeitperiode, in welcher es noch so viele unvermittelte Interessen giebt, weiter als je gerückt zu sein scheint.

Der Plan, oder besser gesagt, der Traum eines ewigen Weltfriedens ist nicht neu; er hat schon in früheren geschichtlichen Perioden den edelsten Geistern vorgeschwebt, ohne daß er jedoch je in der Wirklichkeit Boden gewinnen konnte. Jene wackern Männer nun, die trotz so vieler mißglückter Versuche mit hochachtungswürdiger Beharrlichkeit edle Grundsätze als unerschütterliche Steine zur Gründung eines ewigen Friedens zusammentragen wollen, vermeiden absichtlich jeden Rückblick auf eine wüste Vergangenheit, in welcher Ströme Blutes floßen, um sich die Aussicht auf eine helle unblutige Zukunft nicht trüben zu lassen; sie verschmähen sonach die Erfahrung aller vorübergeschwebten Jahrhunderte und übersehen auch den sehr zu berücksichtigenden Umstand, daß Völker, welche waffenun-

kräftig wurden, von der Stufe edler Gesittung Schritt für Schritt herabstiegen und unter Lasterhaftigkeit und feiger Schwäche untergiengen; es lehrt uns das die Geschichte, während sie uns im Gegensatze zeigt, daß kriegerische Tugenden zu allen Zeiten dem Geiste der Nation eine ehrwürdige Ritterlichkeit verliehen und denselben Nationalgeist auch gleichzeitig in allen andern Richtungen anеiferten. Das griechische Volk, welches im Alterthume die höchste Stufe der Civilisation erreicht hatte, giebt uns über diesen Gegenstand die klarsten Aufschlüsse. Ohne den großartigen Anprall der Perserkriege würde nämlich Griechenland in Unbedeutendheit untergegangen und uns schwerlich sonderlich bekannt geworden sein; die glorreichen Siege aber, die rühmliche Bewahrung der Selbstständigkeit, verbunden mit der Gelangung zur größeren Macht, hob die ganze Nation plötzlich, als seien ihr Schwingen gewachsen, empor, und erst von da ab fing der hellenische Geist an, die Welt zu erleuchten. Unerreichbare Muster tauchten in allen Fächern

der Wissenschaft in Hellas auf; Handel, Gewerbefleiß, Landwirthschaft, Bergbau, Schifffahrt, kurz alle Zweige menschlicher Thätigkeit kamen zur Blüthe und Reife, und dieser Zustand währte so lange, als sich das Volk den Heldenmuth bewahrte. Als aber die Kraft der Nation erschlaffte, ging ihr zugleich jede andere Größe verloren; seitdem kennt man Hellas nur mehr als Bewahrerin der Wissenschaften.

Es dürfte zu weit führen, wollte man dieselbe Erscheinung auch bei andern Völkern in Betracht ziehen; ich verweise den Leser daher auf die allgemeine Weltgeschichte, wo er von Periode zu Periode über Alles Aufschluß bekommen, gleichzeitig aber thatsächlich die Ueberzeugung gewinnen wird, der Friede der Völker sei von Anbeginn der Welt bis auf heute in allen Theilen der Erde periodisch gestört worden.

Die aus Jahrtausenden geschöpfte Erfahrung zeigt also, daß jedes Land einer Schutzmacht bedürfe, und da das Vaterland zu allen Zeiten seine Vertheidiger hatte und jene Wiegen, in welchen die

nun Herangewachsenen als Säuglinge schlummerten, beschützt wurden, so ist es zuvörderst eine heilige Verpflichtung für die jungen Staatsbürger, daß sie nun auch ihrerseits Die wieder vertheidigen und schützen, die dasselbe für sie gethan und nun alt und schwach geworden sind.

Es gab eine Zeit, wo der Eintritt in den Soldatenstand für den gemeinen Mann als das ärgste Unglück betrachtet ward und wo ein Vater einem ungehorsamen Sohne kein eindringlicheres Wort zurufen konnte, als: „Weißt du nicht, daß, wer den Eltern nicht folgt, dem Kalbfelle — der Trommel — folgen muß.“

In jener Zeit der schmählichsten Verläugnung des Principes echter Ehre und Ritterlichkeit waren die Kriegsheere größtentheils freilich nichts Anderes, als ein Haufe mißvergnügter, durch Gewaltthätigkeit aus ihrem Berufe gerissener Bauernsöhne, gemischt mit einer durch das schmähliche Werbesystem gewonnenen Masse von Handwerksburschen und Vagabunden, und man kann nicht läugnen, daß für einen unverdorbenen Jüngling ein Zusammen-

lebenmüssen mit diesen Menschen eine traurige und seine guten Sitten gefährlich bedrohende Sache war. Das hat sich nun aber, Gott sei Dank, schon längst geändert, und den wesentlichsten Wendepunkt der Umwandlung des Wehrstandes bildet die Geschichte des Befreiungskrieges von 1809. In kräftigster Weise begann in jener Periode das System der höheren Ausbildung des Offizierstandes sowohl in Bezug auf Kenntnisse, als auch auf echten militärischen Geist, und der Krieg von 1813 bis 1815 zeigte in ganz Deutschland unter dem Offizierstande einen Umschwung der geistigen Richtung, der die alten Gesetze des Ritterthumes ehrenhaft festhielt und in glorreichen Heldenthaten, zur Nachahmung aneifernd, sich kundgab. Die Einreihung in das Heer hatte von da an nicht nur nichts Abschreckendes mehr, sondern der Gedanke, sein Vaterland vertheidigen zu dürfen, erfüllte das Herz jedes wackern Jünglings mit einem edeln Stolze. Die Heimath und das Vaterhaus, welches der Rekrut verließ, fand er im Heere bei sei-

nem Regimente wieder, so auch Achtung, Freundschaft, Schutz und Trutz; wohin er auch zog, die Fahne zog mit und erinnerte ihn im fremden Lande an die Heimath; hoch in der Luft wehend erblickte er sie auch im Schlachtgetümmel; sie mahnte ihn, für Gott und Vaterland zu streiten, zu siegen oder zu sterben.

Da nun mit dem Begriffe des Vaterlandes auch jener des Fürsten unzertrennlich fest verbunden ist, so kann ein wackerer Soldat nie zu der Fahne seines Regimentes aufblicken, ohne sich auch zugleich des Gehorsames und der unerschütterlichen Treue, die er seinem höchsten Kriegsherrn schuldig ist, bewußt zu werden; er muß es fühlen, daß die Ehre des Landesoberhauptes auch gleichzeitig die seine sei; empfinden, daß der unbefleckte Ruf der Fahne seines Regimentes sein höchster Stolz, seine heiligste Verpflichtung ist.

Daß das wirklich von dem Wehrstande Deutschlands in jüngster Vergangenheit gefühlt und tief empfunden wurde, ist wohl Niemand ein Geheim-

niß, denn woher kam denn die Rettung aus endlosen Wirren und anarchischen Gräueln? Einzig von den im Heere gebildeten Männern, welchen in dem Geiste kriegerischer Ehre eine schützende, heilige Macht zur Seite stand, um dem bösen Geiste der Zuchtlosigkeit, des Hoch- und Staatsverrathes den Eingang zu wehren.

Wer waren aber nun wieder Diejenigen, welche den Geist kriegerischer Ehrenhaftigkeit in dem doch größtentheils ungebildeten Kriegerstande zu begründen und aufrecht zu erhalten wußten? Es waren die Zöglinge der Ritterlichkeit, der pflichtgetreue Offiziers- und Unteroffiziersstand, der ohne Unterschied, ob aus adeligem oder bürgerlichen Blute entsprossen, auch in den rohesten Gemüthern den Sinn für Treue und Pflicht zu wecken und zu befestigen verstand. Namentlich hat der Subalternoffizierstand während der Bewegungszeit in ganz Deutschland sich das Verdienst erworben, auf die Gemüther seiner Untergebenen den höchsten und gleichzeitig den günstigsten Einfluß zu behaupten. Es wird nämlich dem ge-

meinen Soldaten alsbald klar, daß er ohne geschickte Anführer, selbst in der größten Masse, nichts auszurichten im Stande ist. Hieraus muß nothwendig das Gefühl der Achtung hervorgehen, und wenn der Soldat nun ferner wahrnimmt, wie es jedem aus dem Offizierstande, von oben bis unten, nicht nur eine Aufgabe der Pflicht, sondern eine wahre Herzensangelegenheit ist, für das Wohl, die Pflege und für die Diensterleichterung der Untergebenen zu sorgen, so gewinnt seine Abhängigkeit wieder das Verhältniß der Väterlichkeit und des Familienabbildes.

Durch den Korporationsgeist auf diese Weise herangebildeter Truppen hat die Vorsehung in den Tagen endloser Wirren und eines Zwiespaltes ohne Gleichen Deutschland vom Untergange gerettet; durch jenen Geist der Ritterlichkeit und Ehre, der nicht durch die kalten Vorschriften des Dienstreglements hervorgerufen werden kann, sondern der vielmehr, von den höchsten Führern ausgehend, alle Glieder des Militärkörpers

bis in die kleinsten Verzweigungen durchströmt.

Die Tage der Gefahr sind der Prüfstein des Mannes und werfen wir, jenes meuterischen Getümmels gedenkend, einen Blick nach dem Nachbarlande Oesterreich hinüber, so taucht vor dem Auge unserer Seele eine Heldengestalt auf, welcher die Geschichte einen unverwelklichen Lorbeerkranz auf die Bahre legte; es ist dies der nun verewigte Feldmarschall Radetzky, der in seiner greisen Faust das Banner Oesterreichs hoch hielt, als durch die Trennung der Kräfte der österreichischen Monarchie dieselbe geschwächt und ihr der Todesstoß versetzt werden sollte. Größer noch wie als Strategiker erschien der Heldengreis als der hauptsächlichste Förderer jenes vorerwähnten militärischen Geistes, indem er alle Bestandtheile seines, aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzten Heeres zu einem festverbundenen Körper machte. Es kam die Zeit, wo die Völker Oesterreichs, welche sämmtlich Söhne ihres Stammes unter den kaiserlichen Truppen in Italien hat-

ten, auseinander zu fallen drohten und sich mit wildem Grimme auf dem heimathlichen Boden zerfleischten; nur in dem Feldlager Radetzky's gab es noch ein einiges Oesterreich. Der Magyar und der Kroat, der Serbe und der Romane, der Czeche und der Deutsche, der Pole und der Ruthene, ja selbst der Italiener, gehorchten mitten unter der endlosen Verwirrung der Stimme des Feldherrn, an den sie durch Bande einer gleichsam kindlichen Liebe und Verehrung unauflöslich geknüpft waren. Das Geheimniß eines wahrhaft wunderbaren Einflusses, den Radetzky ausübte, liegt Allen klar zu Tage und dennoch wird nur ein hochbegabter Geist sich dessen zu bedienen wissen. Ohne übertriebene Strenge verstand er die Kriegszucht zu üben und sein wohlwollender Blick, seine väterliche liebreiche Rede und die Vorsorge, welche er für die Bedürfnisse des Kriegers trug, erwarben ihm unter den Truppen eine Anhänglichkeit, deren Aechtheit sich durch eine Opferwilligkeit von der seltensten und bewunderungswürdigsten Art bethätigte.

In jener Epoche nun sah die Welt den Doppeladler Oesterreichs stolz und siegreich seinen Flug nehmen und vor der mächtigen Bewegung seiner gewaltigen Schwingen floh entmuthigt und scheu der Feind. Das Lorbeerreis, welches gemeinschaftliche Heldenthaten damals um die Fahne Oesterreichs wanden, verwelkte auch in dem letzten unglücklich geführten Kriege nicht. Die Truppen schlugen sich mit der gleichen Tapferkeit und mit der seltensten Todesverachtung; der leitende Genius aber fehlte und nur so konnte der Schritt für Schritt löwenmuthig vertheidigte und von hinsinkenden Blutzeugen ächter Liebe und Treue für Kaiser und Vaterland bedeckte Boden periodisch in die Hände der Feinde übergehen. Ich sagte früher in diesem Kapitel, die Tage der Gefahr seien der Prüfstein des Mannes und nun setze ich noch hinzu, wie der Kirchenkalender seine Heiligen, hat der historische seine Helden.

Nach meinem Dafürhalten leben wir nun aber gerade jetzt in einer so ernsten gewitterschwangern Zeit, daß Jeder unter

einer Art athemhemmenden Alpdruckes fühlt, wie diese Schwüle, welche durch das Gefühl der Unsicherheit den Credit untergräbt, Handel und Wandel beschränkt, die deutsche Ehre verkümmert, nicht länger dauern könne und — nicht länger dauern dürfe. Nachdem nun der gegen Deutschland geschleuderte Hohn, wie die das gesammte Deutschland bedrohende Gefahr mit Klarheit erkannt ist, so werden und müssen jene Tage sich einstellen, wo das umsichtige und rechtzeitige Eingreifen der Prüfstein für Jene werden wird, welchen Gott die Obhut und die Beschirmung des großen mächtigen deutschen Vaterlandes anvertraute. Ich sagte vorhin, daß es dem Helden Radetzky, dessen Hülle nun unter dem Gruftsteine von den Mühen eines glorreichen thatenvollen Lebens ausruht, gelungen sei, während die österreichische Monarchie durch die Spaltung und Trennung der Kräfte aus den Fugen zu weichen drohte, ein einiges Oesterreich in seinem Heerlager zu bilden, wo die durch Sprache und Sitten so sehr verschiedenen Söhne der Kronländer ein-

müthig und treu unter dem wohlverstandenen Begriff, das gesammte Vaterland zu retten, kämpften und, sicher und weise geführt, siegten. Sollte nun, frage ich da, nicht auch in dem stamm- und sprachverwandten Deutschland eine solche Fahne übermüthigen Feinden der Gefahr und dem Hohne gegenüber entfaltet werden können, welche von dem Begriff festgehalten und in den Kampf getragen wird: „Das wollen wir Alle mit voller Ehre, mit Opferwilligkeit, mit stählerner Treue!"

Sicherlich und wenn auch im letzten Momente, wird und muß das deutsche Banner, umringt von den Fürsten und dem gesammten deutschen Volke, in dieser Weise über den Millionen deutscher Männer wehen, die gleichsam wie Ein Mann die Brust und das patriotisch pochende Herz dem Feind entgegentragen, der durch die Zerstückelung des Mutterlandes ihnen das Spottrohr in die Hand und eine schmerzende, im innersten Lebenspuls verwundende Dornenkrone auf germanische Scheitel drücken will.

Wie der kirchliche Kalender seine Heiligen, findet dann sicherlich auch der historische seine Helden und die Fürsten werden einmüthig erkennen, daß ihnen das Herrscherthum das gewichtige Schwert als Attribut verliehen, nicht aber die leichte Schreibfeder, um in unberufsmäßigen Federkriegen mit den Männern der Täuschung und des Umsturzes das Schicksal der angestammten Throne wie das der Staatsbürger und des gesammten deutschen Volkes überhaupt von den Wechselfällen solcher Federsiege bestimmen zu lassen.

An dieser Stelle kann ich mich nicht enthalten, einschaltungsweise zu bemerken, Fürsten, welche aus unangemessener Friedensliebe ihre Herrscherrechte opfern wollen, mögen gar ernst beherzigen, daß sie dadurch strenge Herrscherpflichten gegen ihr Volk verletzen und daß man unter keinerlei Umständen Pflichten entsagen müsse. Ferner, daß ihnen die Rechte zu herrschen gerade deßhalb verliehen sind, weil sie in keiner Hand, am wenigsten aber in den Volkshänden, sich besser aufbewahrt finden; was die Vergangenheit

so thatsächlich bewiesen, daß jede Einsprache zahlreichen Belegen gegenüber als unstichhaltig verstummen muß.

Von solchen Verletzungen der Herrscherpflichten haben sich in der vorerwähnten Epoche unsere Fürsten makelfrei erwiesen und gezeigt, daß das Recht, über ihre Völker zu herrschen, wirklich nirgends besser aufbewahrt sei, als in ihren Händen. In muthiger Begeisterung wurde das auch von dem in Treue festen Heere erkannt, welches sich als den Atlas erwiesen, der die Staaten unter den furchtbarsten Stürmen und Schwankungen auf seinen Schultern trug und so den Beweis lieferte, daß man das Volk, wenn alle Bande des Gehorsams zerrissen und die der Pflicht gelockert sind, auch periodisch durch die Gewalt der Waffen regieren könne. Dieser Beweis war schon deßhalb von unschätzbarer Wichtigkeit, weil in Folge der gemachten Erfahrungen das fernere Einschreiten der bewaffneten Macht zur Aufrechthaltung der Ruhe damals unnöthig wurde, denn die Furcht, welche in die Aufrührer und in

die von ihnen verführten Pflichtvergessenen gefahren, war der beste Hüter für die Staaten.

„Ja auf solche Weise ist allerdings Ruhe im Lande herzustellen," wird da der Einwurf der stets Unzufriedenen sich verlauten lassen, „welche Ruhe ist aber das? es ist die Ruhe des Kirchhofes."

Klingt nun diese Phrase auch noch so schauerlich, so ist sie doch nur Jenen ein Schreckbild, die in beharrlicher Untreue gegen Gott und gegen den Frieden der Menschen sich verschworen. Für einen Christen jedoch, meine ich, habe die Kirchhofsruhe eben nichts Anwiderndes. Ich meinerseits las schon über dem Eingange manches Kirchhofes die Worte: „Zur Ruhe in Gott," lernte aber nie einen wahren Christen kennen, der sich nicht während seines Lebens, wie auch nach seinem Tode eine solche Ruhe gewünscht hätte. Jene, welchen die Kirchhofsruhe ein Schreckbild ist, verlangen nun freilich eine andere Ruhe, als eine Ruhe in Gott; sie möchten nämlich die welt-

lichen und geistlichen Gesetze sammt der obersten Staats- und Kirchengewalt zusammen in ein Grab legen, um Allem, was ihre vermessenen Pläne bis jetzt gestört, die ewige Ruhe im Bereiche des Vergessens wünschen zu können, denn dann erst könnten sie ungestört und von nichts beunruhigt ihre Reformen der Welt aufzwingen, die hierauf nach dem Beispiele früherer geschichtlicher Epochen bald unter dem Joche gewissenloser Despoten einen hoffnungslosen Aschermittwoch unter Reue und Thränen begehen würde.

Wenn nun diese verwegenen Todtengräber vor dem blinkenden Säbel und vor der Lanze wie vor der verheerenden Kraft der schweren Geschütze eines seinem Eide treuen Heeres sich fürchten, so ist das doch gewiß nur eine Furcht von Rechtswegen, denn der pflichtgetreue Patriot hat ja das Recht, an den Staat die Anforderung zu stellen, daß nicht nur sein Haus, sein Geschäft, seine Person, sondern daß auch alle jene Institutionen sich eines mächtigen Schutzes erfreuen, die ihm seine Wohlfahrt bisher gesichert

und welchen er auf dem Sterbebette am liebsten und am beruhigtsten Weib und Kinder zur Obhut übergiebt.

Ich sagte aber, ein guter Staatsbürger habe das Recht, diesen mächtigen Schutz von dem Staate, dem er angehört, zu fordern, und nun setze ich noch hinzu, dieser mächtige Schutz kann Zeitverhältnissen gegenüber, wie die jetzigen sind, lediglich durch eine möglichst große Militärmacht gewährleistet werden. Stellt sich nun da auch eine Kostspieligkeit heraus, so kann dieselbe doch sicherlich nur unter die staatsrechtlichen Nothwendigkeiten gezählt werden, und über jene Opfer, welche die Rechtlichkeit als eine Nothwendigkeit dictirt, wird und kann sich schon deßhalb kein guter Staatsbürger aufhalten, weil er nie wünschen wird, daß die Ruhe in Gott aus dem Staatsleben verbannt und Alles begraben und zur ewigen Ruhe gebracht werde, was ihm bis jetzt Selbstständigkeit und Gedeihen gegeben und seinen ihn überlebenden Familiengliedern die Wohlfahrt sichern werde.

Mächtiger noch als die in diesem Kapitel bereits geschilderten zwei Hauptstände, greift der dritte, der Lehrstand, in das Gemüth der Menschen, das er heranbildet und veredelt, ein.

Die Erziehung, welche ursprünglich die Eltern beginnen, vollenden die Lehrer und die Seelsorger; indeß muß noch der Staat oder die Landesregierung in gar vielen vorkommenden Fällen das Meiste thun. Es kann zwar ohne Gefahr für das Ganze und für den einzelnen Staatsbürger dem Staate kein Recht über die Erziehung zugeschrieben werden, welches eine Beschränkung der elterlichen Gewalt in der Bildung ihrer Kinder begünstigen würde, denn ein solcher Eingriff könnte ja in den allerdrückendsten Despotismus und in die Unterdrückung aller wahren Ausbildung übergehen. Das ist nun aber nicht zu fürchten, wenn sich der Staat darauf einschränkt, gute und mannigfaltige Lehr- und Erziehungsanstalten einzurichten, einem jeden Staatsbürger, der davon Gebrauch machen will, Gelegenheit zur Unterweisung und moralischen

Ausbildung seiner Kinder zu verschaffen, diese öffentlichen Anstalten der Aufsicht mehrerer fachkundiger und geprüfter Männer zu übergeben und auf ihre Vorstellungen zu achten; wo es an den nöthigen Mitteln fehlt oder diese schlecht verwaltet und unverhältnißmäßig vertheilt werden, muß der Staat für ihre Herbeischaffung und für eine gewissenhafte Anwendung sorgen; gleichzeitig ist es aber für denselben eine heilige Verpflichtung, die Verdienste der Schulmänner aufzumuntern und nach Gebühr zu belohnen.

Schränkt sich nun die Regierung hierauf ein, so wird der Zweck, die Menschen für den Staat zu erziehen, auch vollkommen erreicht, und es ist von einer solchen Vorsorge nach festen Principien wohl unstreitig mehr zu hoffen, als von dem hier und da gemachten Vorschlage, das ganze Schulwesen der Privatindustrie und Concurrenz aller Stände zu überlassen, sich von Seite des Staates gar nicht darum zu bekümmern und ihm eben dadurch einen vermeintlich weit glücklichern Schwung zu geben.

Ueber die Grenzen der obrigkeitlichen Gewalt in Absicht der Erziehung sind bekanntlich die Gelehrten verschiedener Meinung; die Meisten einigen sich jedoch darin, daß der Staat nicht nur das Recht, sondern auch die Verpflichtung habe, öffentliche Erziehungsanstalten in Beziehung auf verschiedene Grade einer zu fördernden Bildung anzulegen, wenn es nur von den Eltern abhängig bleibt, welcher sie sich bedienen wollen. Daß dem Staate das Recht der Aufsicht zukomme, ob ein Kind erzogen werde, folglich auch das Recht, Alles zu verhindern, was die Erziehung aufhebt und unmöglich macht, wird schon dadurch bejaht, weil der Staat wünscht und wünschen muß, daß die Kinder seiner Unterthanen für den Staat erzogen werden; eine Erziehung für den Staat kann nichts Anderes heißen, als eine Erziehung, welche gewissenhaft dafür sorgt, daß der Erzogene dem Staate nicht nur unschädlich, sondern auch brauchbar und patriotisch, das ist für das wahre Interesse des Staates gestimmt und thätig werde.

Das Erste und Zweite geschieht unfehlbar, sobald der Zögling vor allen Dingen zum Menschen in der edelsten Bedeutung des Wortes, zu einem vernünftig denkenden und gewissenhaft handelnden Geschöpfe erzogen wird. Auf die Art der Brauchbarkeit kann die frühere Bildung nur insofern Rücksicht nehmen, als es der Wunsch der Eltern ist oder die äußern Umstände es rathsam machen, Kinder gewissen Ständen zu widmen.

Jede Vorschrift des Staates hierüber dürfte den persönlichen Rechten, die unter einer guten Regierung jedem Bürger gesichert sein müssen, sehr gefährlich werden, denn man könnte ja einer Klasse von Menschen wohl gar alle Bildung, alle Kenntnisse ihrer Rechte versagen, um ihr desto sicherer jeden Druck aufzulasten, was jedoch in dem constitutionellen, wohl und weise regierten Bayern, wo Jeder in gänzlich freier Wahl zu jeder Bildungsstufe, wozu er befähigt ist, sich aufschwingen kann, nicht der Fall ist.

In jedem Staate giebt es eine Menge von Stellen, zu deren Ausbildung Staats-

bürger von verschiedenen Fähigkeiten erfordert werden, und wer etwas Rechtes lernt, was es auch sei, wer seine Fähigkeiten ausbildet, wozu er nur immer Geschick hat, der paßt gewiß, wenn er dabei ein moralischer Mensch ist, in eine oder die andere dieser Stellen.

In Sparta gab es nur eine Hauptbestimmung des Bürgers — die Vertheidigung des Vaterlandes; es war das eine Erziehung für den Staat in der schroffsten und strengsten Bedeutung und ich glaube, daß wohl kein unserm Zeitalter Angehöriger diese Einseitigkeit zurückwünschen wird. Sorge nur der Staat, daß die in seinen Grenzen lebenden Menschen gut werden, dann werden dieselben ihrerseits schon weiter sorgen, daß der Staat gute, pflichtgetreue Bürger bekomme, die dann das Vaterland gewiß nicht ohne Schutz lassen und es mit Hochherzigkeit und wohlverstandener Aufopferung vertheidigen.

Das Interesse für den Staat und das rechte Verständniß eines wackern Bürgersinnes kann indessen auch unmit-

telbar gefördert werden. Ich sagte, es kann; nun setze ich aber noch hinzu, es soll; unter den niedern Ständen soll dieses Interesse gefördert werden durch eine verständliche und leicht faßliche Belehrung über das Gute der Verfassung und über die unverrückbare Nothwendigkeit mancher Lasten zum allgemeinen Staatsbürgerwohle, wobei die Vergleichungen anderer, durch gewaltsame Erschütterungen wenigstens nicht glücklich gewordener Länder als Belege nur förderlich sein können.

Unter den höhern Ständen soll man das vorerwähnte allgemein wünschenswerthe Interesse durch eine gehörige Aufklärung des Verstandes über den eigentlichen Zweck des Staates fördern, ferner über die Wichtigkeit staatlicher Verhältnisse und Verbindungen zu einander, über die Pflichten und Rechte guter Bürger und über den gegenseitigen Gewinn, wenn die Regierenden und die Regierten treu und gewissenhaft ihre Pflichten erfüllen.

Eine solche weise Vorsorge des Staates für die Heranbildung seiner Bürger

ist unstreitig zugleich eine zweckmäßige Sorgfalt sowohl für seine innere Vervollkommnung, als für die Sicherung, Unterhaltung seiner eigenen Verfassung, denn mit der wahren Aufklärung und der Cultur ächter Sittlichkeit muß unfehlbar innerer Wohlstand gleichen Schritt halten; überdieß wird diese moralische Cultur, indem sie die Menschen gesetzmäßiger und tugendhafter macht, sich als das beste und einzig probehaltende Verwahrungsmittel gegen alle bürgerlichen Unruhen und gegen jenen Revolutionsgeist bewähren, welcher, nachhaltiges Unheil schaffend, in jüngster Vergangenheit so viele Länder ergriff und neuerdings loszubrechen droht. Dauernder wird sie wirken, diese Cultur, als alle Polizeianstalten der Welt, deren thätige und gewissenhafte Wachsamkeit die Schlechten nur verschlagener und verwegener, keinen aber besser macht.

Gerade die Vernachlässigung wahrer Ausbildung war eine Hauptquelle mancher gewaltsamer Erschütterungen. In seltener Klarheit erkannte das auch unser

edler guter König Maximilian II., Dem die Verbesserung des Schulwesens und die moralische Cultur seiner Staatsbürger zur Herzensangelegenheit geworden; durch eine ungehemmte Anbahnung einer allgemeinen Bildung will Er den jungen Staatsbürger in jedem erleichterten Schritte des eigenen Verstandes einen Beweis erblicken lassen, daß die Regierung das Urtheil aufgeklärter Bürger nicht fürchte, sondern Aufklärung begünstige, weil gerade diese den Vortheil der bürgerlichen Sicherheit unter dem Schutze des Gesetzes am besten begreifen und selbst manche unvermeidlichen Einschränkungen zur Erhaltung des Ganzen als unumgänglich nöthig betrachten lehrt.

Wie viel ist nun, frage ich, da noch zu thun, bis die Erziehungs- und Bildungsmethode, wie Bayerns Monarch sie wünscht, allenthalben ihre Vollendung findet und dieser seiner Herzensangelegenheit in der Wirklichkeit Rechnung getragen ist? — Viel, ja ich wage es auszusprechen, unendlich viel. Dieses „unendlich viel" gilt jedoch nicht zunächst

der Unfähigkeit vieler Lehrer, denn der Lehrstand ist im Allgemeinen in Bayern gut vertreten; nicht der zuweilen vorkommenden Läßigkeit des religiösen Unterrichtes, sondern zuvörderst der leider nur allzuhäufig vorhandenen Rohheit und Gewissenlosigkeit jener Eltern, die gar keinen Sinn für die Nothwendigkeit eines zweckmäßigen Unterrichtes haben; es mangelt ihnen dieser Sinn, weil ihre Eltern dieselbe Sünde an ihnen begingen, deren sie sich jetzt gegen ihre Kinder schuldig machen; er mangelt ihnen, weil sie jener Erziehung entbehrten, die sie zuvörderst zu Menschen in edlerer Bedeutung und zu vernünftig denkenden und gewissenhaft handelnden Geschöpfen gemacht haben würde.

Wie ernst muß ein junger Staatsbürger an dieser Stelle gestimmt werden, denn, nachdem ich in den vorhergehenden Kapiteln bereits alle jene Pflichten erörterte, von welchen er auch die geringste nicht vernachläßigen darf, so eröffnet sich hier vor ihm ein weiteres Bereich von Pflichten, wenn er sich als Vater seinen

zu erziehenden Kindern gegenüber denkt. Gewaltiger als bei allen frühern Betrachtungen muß er fühlen, daß er nicht allein, um als guter Staatsbürger geachtet zu werden, ein Mensch in der edelsten Bedeutung des Wortes, ein vernünftig denkendes und gewissenhaft handelndes Geschöpf sein müsse, sondern daß diese Eigenschaften auch für den Familienvater durchaus nöthig seien.

Nach welchen Grundsätzen kann denn ein Grundsatzloser seine Kinder erziehen, wie ihre Fähigkeiten erkennen, die er in sich selbst nie geweckt, wie ihren Beruf vorbereiten und bestimmen, da ihm doch der eigene Beruf nie zur Klarheit geworden? Eine solche Familie wird daher eine bedauerliche Pflanzschule der Grundsatzlosigkeit und der Staat hat stets die Mühe und die Kosten, über solchen Unglücklichen die strengste Wache zu halten.

Der Ausbildung und der sittlichen Cultur darf sich sonach kein junger Staatsbürger entziehen; wenn er aber im erfreulichen Gegensatze zu einer moralischen und kopflosen Leere ein festes Fundament

der Bildung und der Sittlichkeit in sich erkennt, zu welch' hohem, unendlichen Danke muß er seinen guten Eltern, seinen gewissenhaften Lehrern und den eifrigen Seelsorgern sich verpflichtet fühlen? wie hoch muß er ihn achten den geistlichen und weltlichen Lehrstand, der ihm jene Grundsätze und Kenntnisse in das Kinderherz legte, die als nie morsch werdender Stab ihm das treue und sichere Geleite bei der Wanderung durch das Erdenleben geben und wenn die letzte Stunde schlägt, zur Siegespalme werden, die der zum Herrn eingehende Geist mit sich hinüber in das Land der Verklärung nimmt.

Ich sagte, zu welch' unendlichem Danke muß sich der wirklich gebildete junge Staatsbürger gegen Eltern und geistliche und weltliche Lehrer verpflichtet fühlen, und nun setze ich noch hinzu, wie überaus viel Dank ist er auch dem Staate selbst und dem Oberhaupte desselben schuldig, welches als oberste regierende Gewalt fördernd in die Triebräder des allgemein Bildenden und Nützlichen segens-

reich eingreift, Bestand dem Guten sichert und das große Ganze hält und schirmt.

Vereinte Kräfte sind es, die nimmermüde hier zusammenwirken, und welchen besonders die hier geschilderten drei Hauptstände als unerschütterliche Stütze dienen. Ja, wenn der Lehrstand, seines hochwichtigen Berufes vollkommen bewußt, in rechter und gewissenhafter Weise lehrt und durch das Wort Gottes der Bildung jene Weihe giebt, die den Mißbrauch des Verstandes ausschließt; wenn der Soldat nicht als mißvergnügter Söldling, sondern als ein wackerer Sohn des Vaterlandes, Ehrgefühl und Treue in der Brust, zur Fahne steht und wenn der Landmann — der Bauer mit seinem Brot schaffenden Pfluge — bei der Aussaat wie bei dem Schnitte und dem Verkaufe des Getreides Gott vor Augen hat und unter wohlverstandenen Pflichten dem Vaterlande die Steuern giebt, die der Soldat in seinem Blute und der Lehrstand in den Anstrengungen seines Verstandes abträgt, so arbeiten alle Klassen unter dem Gefühle der Wohlfahrt und des besten

Schutzes. Durch vereinte Kräfte ist der Staat dann stark und unüberwindlich.

In diesem Sinne meint's auch unser guter König mit seinem Wahlspruche, seine Unterthanen gleichsam vom Throne herab auffordernd, nicht in Entzweiungen und Wirren gegenseitig die Kräfte zu messen und zu zersplittern, sondern dieselben auf dem Altare des Vaterlandes einträchtlich zu vereinigen, um so allen guten Principien, sowohl nach innen wie nach außen, Rechnung zu tragen und die Staatsgewalt mit der Kirche zur Befestigung eines sittlichen Culturzustandes auf das innigste und unauflösbarste bleibend zu verbinden.

Der Allmächtige segne den Willen Maximilians II.; er gebe dem Wahlspruche desselben Kraft und Wirkung und den jungen Staatsbürgern Einsicht und Folgsamkeit, auf daß dieser edle fromme Wille unseres Herrn und Königs, der zugleich der Wille Gottes ist, zur vollen lauteren Wahrheit werde.

IX.

Der wahre Werth des Menschen.

Wenn ein gewichtiger Gegenstand von einem hohen Ufer plötzlich hinabstürzt in die See, so verursacht das ein Geräusch, welches gleich dem Donner das Echo in den Bergen und Wäldern weckt und weit umher vernommen wird; der Schlummer des Wasserspiegels ist gestört, Fluthen wälzen sich über die Vertiefung hin, die Wellen bilden immer weitere Kreise, doch alsbald ebnen sich die Wasser wieder und da, wo kurz zuvor noch Wellen und Wogen rauschend gegen einander kämpften, wird es stille. Ob es ein Felsenstück war, das in die Tiefe des Abgrundes stürzte, ob kostbare Schätze oder ob verunglückend ein Mensch hier sein Grab gefunden, die Oberfläche

der Gewässer giebt keine Kunde davon; stumm und dunkel liegen sie darüber.

Mit einem solchen Abgrunde nun kann treffend das Gemüth des Menschen verglichen werden. Wohl schlägt zuweilen ein gewichtiges, inhaltschweres Wort, eine großartige That, ein erschütterndes Ereigniß gleich einem Donnerschlage in seine Tiefe ein, ohne daß all' Das mehr bewirkte, als der vorerwähnte Sturz eines gewichtigen Gegenstandes in den Abgrund der See. Ist auch der Eindruck groß und die Erschütterung mächtig, so währt das gewöhnlich doch nicht lange, und alsbald ist es wieder, als sei nichts geschehen.

So erschien einst vor dem Könige Jeroboam, als dieser eben den Götzen opferte, der Prophet von Bethel und auf das Wort des Letztern zerbarst unter Donnerschlägen der Altar. Jeroboam erbleichte und erschrack vor der Macht Jehova's und dennoch kehrte er alsbald wieder zu den Gräueln des Heidenthums zurück. In gleich eindringlicher Weise erschienen plötzlich an der Wand des Prunksaales

des asiatischen Herrschers Nabonides, der die aus dem Tempel von Jerusalem geraubten Gefäße dadurch entweihte, daß er mit seinen Gästen daraus trank, verhängnißvolle Worte, ihm sein nahes Ende verkündend. Obwohl nun dieser Gebieter sammt allen Anwesenden von Schreck befallen wurde, so würde der hier tief eingewurzelte Leichtsinn doch alsbald den peinlichen Eindruck wieder verwischt haben, wäre nicht gleich darauf der gewaltige Cyrus mit seinem Kriegsheere, Alles mit Feuer und Schwert verheerend, hereingebrochen. Ebenso, um noch ein Beispiel anzuführen, wirkten die Apostel vor den Augen der Welt die wunderbarsten Werke und dennoch wurden sie gleich ihrem göttlichen Meister von zahllos Verblendeten gehaßt und verfolgt. Wie viele Momente der Angst, der Gefahr, der Reue oder der Freude über ein ungeahntes Glück, über eine nicht mehr gehoffte und dennoch plötzlich wieder erlangte Genesung giebt es nicht in dem Leben jedes Menschen, und man sollte glauben, daß diese Momente alle dazu

geeignet wären, das Gemüth tief und gewaltig zu bewegen und demselben für immer eine heilsame Richtung zu geben. Ich sage, man sollte glauben, leider aber zeigt die Erfahrung, daß selbst die großartigsten Momente der Art allmälig wieder in die Vergessenheit zurücksinken.

Solchen bedauerlichen Thatsachen gegenüber ist nun freilich der persönliche Werth der Menschen gar schwer zu bestimmen, jener Werth, welchen der heilige Franz Seraphikus am treffendsten mit den Worten bezeichnete: „So viel du vor den Augen Gottes bist, so viel bist du und nicht mehr.“

Von vielen bewaldeten Bergen und von vielen felsigen Höhen unseres bayerischen Vaterlandes ragen noch heut zu Tage verwitterte Zinnen und Gemäuerreste nieder und mahnen den Wanderer, der vom Thale aus zu ihnen den Blick erhebt, an eine rauhe und kriegerische Vorzeit, wo da oben eine räuberische brutale Gewalt hauste, die ihre Schrecken weit umher im Lande verbreitete; welcher das Faustrecht mehr galt als das

göttliche Recht, und welcher der Werth des Kampfpreises lieber war als der, den das Geschöpf vor den Augen seines Schöpfers hat.

Manche Ritterburg machte jedoch eine ehrwürdige Ausnahme von dieser unchristlichen barbarischen Gesittung. Nicht wie die übrigen waren solche Burgen unheimliche Felsenhorste, welche räuberischen Geiern und Adlern zum Aufenthalte dienten; sie waren vielmehr der Sitz mächtiger, billig denkender Herren, welche, obgleich überaus tapfer und ein Schrecken der Feinde, doch friedlich gesinnt und stets zur Beschirmung der Unschuld oder des verletzten Rechtes bereit waren.

Sind nun auch diese Ritterburgen, wie alles, was Menschenhände in der Vorzeit gegründet, längst zerfallen, so daß kaum einige kenntliche Ruinen noch die Stelle bezeichnen, wo sie einst gethronet, so leben doch die Namen und die Werke der erlauchten Herren, die gleichsam ein Hort für alle Hilflosen und Bedrängten, darin wohnten, immer fort.

Da fehlt es nun freilich wieder nicht

an Leuten, welchen der Nachruhm solcher Verewigten als zu groß erscheint. Es gehören dieselben eben zur Klasse derjenigen, die selbst das bekritteln, was der allmächtige Gott in seiner Weisheit und Gerechtigkeit verfügt. Trotz ihrer Tadelsucht gestehen sie zu, daß solche edle Männer für ihre Zeit unendlich viel Ersprießliches gewirkt, so oft es galt, sich als Helden und umsichtige Kriegsherren bewährten, während sie andererseits im Frieden die öffentliche Wohlfahrt förderten und es an nützlichen Einrichtungen nicht fehlen ließen; daß sie ferner als gewissenhafte Familienväter ihren Kindern die bestmöglichste Erziehung gaben und als ächt christliche und fromme Fürsten und Herren viele Kirchen und Ordenshäuser erbauten und stifteten.

„Was ist's nun aber mit all' Dem?" läßt sich der Einwurf der vorgenannten Leute vernehmen; „haben denn," heißt es, „solche hohe Herren dabei etwa mehr gethan als ihre Pflicht, oder waren sie umsonst so erhaben gestellt an Rang und Würden, so reich begabt mit den Gütern

des Glückes? Hätten sie da das Gute und Ersprießliche, was sie gewirkt, unterlassen dürfen, und wenn die Antwort verneinend lautet, da sie weder vom Standpunkte der Moral, noch von dem der Vernunft anders lauten kann, weßhalb werden sie dann wegen der bloßen Erfüllung ihrer Pflichten so überaus hoch gepriesen?"

Die Erwiderung auf eine solche, den wohlverdienten Nachruf edler frommer Männer schmälern wollende Grübelei ist schon deßhalb keine schwierige, weil man eben nicht viel nach Beweisen zu suchen braucht und einfach nur zu antworten hat: sie wurden aus keinem andern Grunde als edle, fromme Männer befunden, weil ihre Pflichterfüllung lediglich zur Ehre Gottes geschah, wobei sie nicht, wie andere Ruhmsüchtige, glänzen, nicht nach dem Beispiele Habsüchtiger gewinnen, sondern nur treue Diener Gottes sein wollten.

Aus diesem Wahne sucht solche Verblendete jedoch der Apostel aufzuwecken: „So Jemand dafür hält, er sei

etwas, da er doch nichts ist, so verführt er sich selbst."

Wohl fühlen das jene Verblendeten, welchen die Worte des Apostels gelten, theilweise selbst, sind aber gerade deßhalb gar eifrig bestrebt, sich durch das zu verherrlichen, was sie ihr Eigenthum nennen. Häufig kann man aus solcher Leute Mund die Aeußerung hören: „Ich bin etwas, denn ein bedeutender Reichthum, große Kenntnisse, eine hohe Stellung oder ausgezeichnete Talente sind mein." Das ist nun der zweite Theil des vorerwähnten Irrthums, aus welchem der Apostel dem Verblendeten wieder mit den Worten herauszuhelfen sucht: „Was hast du, soferne du es nicht empfangen, und wenn du es empfangen hast, was rühmst du dich dann, als hättest du es nicht von anders woher?"

Wie demnach unser Leben und Dasein nicht in unserer Willensmacht Begründung findet, sondern geschaffen ist von Gott, Der das, was nicht ist, in's

Leben ruft, wie das, was im Sonnenstrahle wandelt, abruft, so ist auch jede wahrhafte Habe, die nur die Verblendung Eigenthum nennt, eine Gabe, die uns der Schöpfer verliehen, denn es wird wohl Niemand behaupten können, daß er im Stande sei, verkrüppelte Glieder durch gerade zu ersetzen oder eine Mißgestaltung abzuschütteln; endlich muß auch Jedem, der das Leben und die Geschichte einigermaßen kennt, die Ueberzeugung sich aufdringen, daß die irdischen Gaben Niemand wahrhaft zu beglücken im Stande seien. Wird daher ein Sterblicher, der sich auf seinen Schnurrbart überaus viel zu Gute thut, ein geringerer Thor sein, als wer auf die Feinheit des Tuches an seinem Rocke stolz ist, oder wie Jener, der sich durch Ringe und anderes Geschmeide mit einem Schein von Wohlhabenheit eine gewisse Würde geben will? Solchen Leuten kann man füglich sagen: „Der Rock bist nicht du, so wenig wie deine Gestalt; den Rock sammt den Ringen und Geschmeide legst du ab am Abende des Ta-

ges, den Leib am Abende des Lebens. Dann wirst du immer noch du sein, worauf aber wird deine Selbstschätzung sich gründen?“ Diese Worte dürfen alle Jene gar ernst beherzigen, die sich mit dem begnügen, was die Welt als Werth anerkennt.

Die Welt erkennt nämlich nur das als Werth an, was sich schätzen und taxiren läßt. So berechnet man, besonders im Geschäftsleben, den Werth eines Mannes nach dem Materiellen und Kaufgerechten seines Hauses, seiner Liegenschaften oder seiner Kapitalien. Deutlich erhellt daraus, daß man mit einer aufrichtig gestandenen verletzenden Unzartheit auf das Geld und auf die Liegenschaften ein weit größeres Gewicht lege, als auf den Besitzer selbst, denn dieser letztere geht eben vorüber, während sein Vermögen und seine unbewegliche Habe über seinem verschütteten Sarge in der Welt zurückbleiben.

Um eine rechte Ansicht von dem gewöhnlichen, ich möchte fast sagen, gemei-

nen Welturtheile zu bekommen, braucht ein reicher Mann, den man seines Besitzes halber aller Orten gar hoch geehrt und den man mit Complimenten und Schmeicheleien förmlich überschüttet, nur plötzlich durch einen unvorhergesehenen Schicksalsschlag zu verarmen. Die Erfahrung, die ein solcher dann macht, ist gewiß mit dem Schicksale eines Bergsteigers zu vergleichen, der eben noch von einer sonnenüberstrahlten Höhe der Alpenwelt an einer Aussicht in unendliche Fernen sich labet und plötzlich von einer niederdonnernden Lavine in einen kalten Schneeabgrund gerissen wird, wo sein hoffnungsloser Blick nur auf schweigsame starre Felsenwände fällt. Ja schweigsam uud starr blicken auch die Menschen auf einen plötzlich verarmten Reichen, kein Kopf entblößt sich fürder, keine Lippe pendet Schmeicheleien, denn er ist ja nichts mehr, als der gewesene Besitzer von Kapitalien und Liegenschaften, nach deren numerischem Werth man jetzt den nunmehrigen Besitzer taxirt. Wie muß es da dem plötzlich Verarmten und deß-

halb vor den Augen der Welt Entwertheten zu Muthe werden, wenn er, was gar häufig der Fall ist, nur Reichthümer gesammelt, um vor den Augen der Menschen zu glänzen und um das schnöde Urtheil, er sei ein Mann von Werth und Gewicht, sich zu sichern. Wenn er nun da in Gram und Betrübniß das Auge zum Himmel erhebt, um jenen Trost jenseits zu suchen, den er hienieden, wo sich plötzlich Alles von ihm abwendet, nicht findet, wie niederschmetternd müssen da die früher angeführten Worte des heiligen Franz Seraphikus ihn treffen: „So viel du vor den Augen Gottes bist, so viel bist du und nicht mehr." Vor den Augen der Welt ist er, wie bereits erwähnt, nichts mehr, denn den Werth, nach welchem man ihn taxirte, hat er ja verloren, und vor Gott — was kann er vor Dem sein, Den er über eitlen Speculationen vergessen und Den zu suchen ihm überflüssig erschien, weil er sich, gleichsam auf sich selbst begründet, genug dünkte? Ich bin nichts vor Gott, nichts vor den Augen

der Welt! Welch' ein zerschmetterndes Selbstgeständniß, welch' eine Lehre nach allen Seiten hin im Kreise der Menschen; welch' eine Lehre nach oben und welche nach unten, dem Grabe, wo ruhm- und hoffnungslos ein Mensch aufgeht, dessen Andenken die Welt, der er nichts gilt, nicht bewahrt und der, weil er für die Welt lebte, vor Gott nichts ist?

Daß nun jene irdischen Güter, welche ohne Tugend und getreue Pflichterfüllung vor Gott nichts gelten und mit welchen weder der Weise, noch der Thor etwas Rechtes anzufangen versteht, nicht als wahrer Werth bezeichnet werden können, das sahen bereits viele Leute ein und rühmen deßhalb die Gaben des Geistes als die vorzüglichsten. In ihrem Lobe unerschöpflich werdend, finden sie gar nicht Worte genug, um die Erhabenheit der Wissenschaft, die Würde der Gelehrsamkeit und den vielseitigen Werth der technischen Künste zu preisen; auch erheben viele die sogenannte Weltklugheit über Alles, die durch Schlauheit da zum Ziele zu kommen weiß, wo häufig selbst

die gründlichsten Kenntnisse nicht auszulangen pflegen. Man soll jedoch auch solche Gaben nicht höher schätzen, als mit der Wahrheit sich verträgt, denn unendlich ferne von ihrem großen Zwecke bleibt jede Wissenschaft und jede Klügelei, die an der Unkenntniß Gottes kränkelt und die Menschen in Ansehung ihrer hochwichtigsten Angelegenheit aus der einfachen heiligen Klarheit der Christenlehre in Nacht und Irrthum führt. Weit entschiedener noch zeigt sich die selbstsüchtige Weltklugheit, trotz der ihr eigenen List und Verschlagenheit, in voller Nichtigkeit, denn immer schlägt für sie plötzlich einmal eine verhängnißvolle Stunde, wo sie dann nicht mehr ausreicht.

Eine alte Fabel giebt hierin die beste Auskunft; sie erzählt, wie einst drei Geschöpfe von sehr verschiedener Art, nämlich der Fuchs, der Igel und das Eichhorn in einem großen, umfangreichen Walde zusammentrafen, wobei sie jener Mittel erwähnten, die sie anzuwenden pflegen, wenn es gelte, sich aus Noth und Gefahr zu helfen.

In harmloser Offenheit bekannte der Igel, daß er bei solchen Gelegenheiten nichts Besseres zu thun wisse, als sich zusammenzurollen und unbeweglich liegen zu bleiben, bis die Bedrängniß eben vorüber sei. Das Eichhorn redete von seiner Fertigkeit, in den Augenblicken der Noth in aller Hast einen hohen Baum zu erklimmen; der Fuchs hingegen bespöttelte solche Unbeholfenheit und rühmte an sich, daß er mit mehr als hundert Schlichen vertraut sei, die er je nach den Umständen anwende, um seinen Balg in Sicherheit zu bringen. Während die drei nun eben so zusammen redeten, wurde es plötzlich laut im Walde und das rasche Aufeinanderfallen von Schüssen ließ sie errathen, es werde Jagd gehalten. Wie vom Sturme herbeigeführt, erschienen daherjagend Hunde, die Fährte eines Wildes verfolgend. Den Igel, der sich rasch zusammengeballt, beschnupperten sie, ohne sich, der ihnen entgegenstarrenden Stacheln halber, näher an ihn zu wagen, dem Eichhorne, das sich pfeilschnell auf einen Baumgipfel geflüchtet, bellten sie nach, den Fuchs aber,

der sich sachte und unbemerkt durch das Büsche davon schleichen wollte, wurden sie gewahr, verfolgten ihn und holten ihn alsbald ein. Nutzlos bewährte sich dießmal die Verschlagenheit desselben und verendend fiel er unter dem Bisse der Hunde.

Diese Fabel giebt ein recht anwendbares Bild von dem menschlichen Dasein, das häufig von Nöthen und schweren Drangsalen heimgesucht wird. Wie dem Igel in der Fabel, ist auch hier dem Einfachsten gewöhnlich am leichtesten geholfen. Er findet eben sein Heil im Ausharren, eingedenk der Worte: „Im Schweigen und Harren wird euere Stärke sein.“

Wie das Eichhorn auf dem Baume nimmt ein anderer Bedrängter seine Zuflucht zu Gott und erhebt sich durch das Gebet über die Drangsale, treu der göttlichen Mahnung: „Rufe Mich an dem Tage der Betrübniß und Ich werde dich erhören!“ Der Schlaue hingegen, der auf seine Ränke vertraut, wird, wenn seine Stunde schlägt, plötzlich von allen seinen Kunststücken sich ver-

lassen sehen, und welche Stunde, frage ich hier, schlägt endlich Jedem ohne Ausnahme? Welche Stunde ist es, wo selbst der Mächtigste und Reichste die verderbliche Wirkung, die sie auf sein Leben äußert, nicht abwehren kann, selbst wenn ihm alle Schätze und alle Heere der Welt zu Gebote stünden?

Es ist dies die Todesstunde, jene Stunde, nach welcher, wenn sie verklungen ist, der Herr des Himmels und der Erde als unbestechlicher Richter von Jeglichem Rechenschaft fordert und das Geschöpf fragt, wie es sich mit seinen Gaben auf Erden benommen habe.

Gedenken wir nun hier noch einmal der Stellung jener vorerwähnten ritterlichen hohen und edlen Herren, welche dieselben auf Erden eingenommen; sie hatten viele Schätze und konnten deßhalb den Wohlstand in ihren Gebieten verbreiten. Sie kämpften mit Umsicht und Tapferkeit im Kriege und wurden deßhalb berühmt; aus den verwickeltsten und gefahrvollsten Verhältnissen wußten sie sich nach biederer deutscher Art ehrenhaft

loszuringen und in den Herzen der Kinder, womit der Himmel sie gesegnet, brachten sie alle edlen Gaben des Geistes zur Reife und bildeten sie gleichsam zu Stützen des Staates heran.

Waren nun aber die edlen mächtigen Herren dieser Vorzüge halber allein der Gegenstand einer allgemeinen Verehrung, die bis in unser Zeitalter herüberragt?

Keineswegs; sondern weil sie, wie schon früher erwähnt, sich den Willen Gottes zur Richtschnur des Handelns machten und nichts weiter sein wollten, als treue Diener des allerhöchsten heiligsten Herrn; das heißt mit andern Worten, weil sie bei aller Macht und Selbstständigkeit doch an die strengste Sitte hielten; weil sie in ihrem ritterlichen Muthe nie auf ihre irdische Herrlichkeit pochten, und die Sanftmuth des Herzens sich in Mitte des Kriegsgetümmels bewahrten; weil sie ferner ihre Reichthümer und Schätze zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen, für Dürftige, Kranke und zur Förderung der Religion und der sittlichen Bildung verwendeten, weil sie endlich trotz ihrer

hohen Stellung ihre Abhängigkeit von dem Allmächtigen nie vergaßen und immer schlicht den graden Weg nach den Geboten Gottes gingen.

Sehet, Söhne Bayerns, lediglich aus diesen hier angeführten Gründen erwarben sich die längst zu Staub gewordenen Beschirmer des guten Rechtes im Vaterlande jene kostbare Gabe, ohne welche alle übrigen Gaben gar nichts oder wenig werth sind. Diese Gabe, die für sie zur Habe wurde, ist nun aber nichts Anderes, als die Gnade Gottes, die belebende Kraft, die den Menschengeist dadurch zu seiner rechten Stellung erhebt, indem sie ihn mit Gott befreundet, einigt und sein Wirken heiligt; ihr Maaß allein bestimmt den wahren Werth des Menschen und wenn man auf die mit entsetzlicher Raschheit sich füllenden Gottesäcker einen prüfenden Blick wirft, wo die Hüllen der Abgeschiedenen dem Moder übergeben werden, während all' das, was sie lebend Gaben und Güter genannt, in der schnöden Welt zurückbleibt, so wird man unter heiligen Schauern zu dem Geständniß ge-

drängt: „Das, was der Mensch vor den Augen Gottes ist, das allein ist er und nicht mehr,“ denn wahrlich der Werth gilt allein, den der Herr anerkennt.

Hieraus ergeben sich nun von selbst die in diesem Buche veranschaulichten Staatsbürger- und Christenpflichten, als: Strenge Sittlichkeit, Gerechtigkeit, friedfertiger genügsamer Wandel, Vermeidung des Müssigganges und eine stets rege Bereitwilligkeit, das Mitleid und die Hilfe da nicht zu versagen, wo wir im Stande sind, sie einem Würdigen angedeihen zu lassen oder einen Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen.

Viele Jahrhunderte sind nun umgeflossen, seit jene erlauchten Herren, deren Wirken der Himmel ein so segenvolles Gedeihen gab, von hinnen schieden und ihre kostbare Habe, die Gnade Gottes, mit sich in das Land der Verklärung hinübernahmen.

Was ist nun, frage ich an dieser Stelle, seit jener Zeit nicht Alles geschehen? —

ungeheure Wendungen in den Schicksalen der Völker und der Cultur, das oströmische wie das altabendländische Weltreich ging unter; das Schießpulver und die Buchdruckerkunst wurde erfunden, unermeßliche Welttheile entdeckt und das Weltall und die Gestirne bekamen eine andere Anschauung; welch' einen gewaltigen Umschwung bekamen auch die bürgerlichen Verhältnisse, die Wissenschaft, der Handel und Verkehr, der Straßenbau und die Schifffahrt und welche anstaunenswürdige Resultate hat die Dampfkraft und die des electrischen Drahtes geliefert.

Man kann sagen, daß wir gleichsam in einer neuen Welt leben, die Keiner, der in frühern Jahrhunderten sich seines Daseins erfreut, mehr erkennen würde.

Was jedoch bei all' Dem unverändert geblieben, das ist das alte Sündenleben, die irdischen Leiden und der Tod, und diesem Jammer gegenüber die unwandelbare Wahrheit, der einzig wahre Segen des Christenthums. Wie damals, ist Jesus auch jetzt noch unser Herr und Mittler; immer noch giebt es keinen andern Weg

zum Vater, als durch Ihn, Der gelehrt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, meine Worte aber werden nicht vergehen.“

Strebet daher, Söhne Bayerns, zuvörderst nach jenem allein ächten Werthe, der vor Gott besteht, und bedenket, daß, wer den Funken der wahren Erkenntniß und seiner heiligsten Pflichten hegt und nähret, diesen Funken zur Flamme erhöhen kann, während er Jenem, der ihn vernachläßigt, gänzlich erlischt. Es verhält sich eben hier wie bei dem Magnete, der in steter Thätigkeit eine bedeutende Masse Eisen zu tragen vermag, während er, wenn er müßig bleibt, seine Kraft verliert.

Um ein aneiferndes Beispiel jener nimmermüden Thätigkeit in Ausübung christlicher Pflichten stets in der Nähe und vor Augen zu haben, braucht ihr nur den Blick auf unser erhabenes Königshaus zu richten. Wie viele Bitten von schwer Bedrängten und Kranken laufen täglich dort ein und wie viele finden täglich eine Trost und Hilfe bringende Erledigung? Wie viele Thränen trocknete allein schon der als erhabener Va-

ter der Armen allgeliebte Prinz Karl? Die Zahl der durch ihn Unterstützten und Getrösteten heißt im vollsten Sinne: „Legion" und man begeht keinen Irrthum, wenn man annimmt, daß täglich Tausende dieses erhabenen Helfers aus bitterer Noth im Gebete gedenken und Gott inbrünstig bitten, daß Er vergelten möge, was der edle ruhmreiche Prinz verwaisten Kindern und verzagenden und schwer heimgesuchten Unglücklichen huldreich in einem Momente gethan, wo die Erhörung einer gestellten Bitte geradezu zur Schicksalsfrage wurde.

Werkthätiger Glaube war nämlich stets ein unantastbares Erbgut der Wittelsbacher, welche ihren höchsten und schönsten Ruhm darein setzten, das ihnen von Gott anvertraute Volk im vollsten Sinne des Wortes zu beglücken und dem höchsten Herrn in guten Werken zu dienen.

Ahmet nach diesem von den Gliedern unseres Regentenhauses ausgehenden Beispiele und bedenket, wenn ihr oft schwere Kämpfe zu bestehen habt, daß am Ende doch das Gute und Heilige den Sieg gewinne; möge die Wahrheit dieses Satzes uns er-

quicken und unsere Gemüther erheben, wo so viele Gefahren, gleich sich von allen Seiten zusammenziehenden Gewittern, das gesammte deutsche Vaterland bedrohen; möge sie — diese Wahrheit — uns frommen Muth einflößen und besonders den jungen Staatsbürgern die Augen klären, damit sie nicht in unserer so bösen, glaubensarmen Zeit nach den Irrlichtern schauen und, geblendet von dem unreinen Feuer derselben, ein verfrühtes Grab in Abgründen finden, aus denen die Wiederkehr unmöglich ist.

Fester als die markigste Eiche und unerschütterlicher als der auf dem kolossalsten Fundamente ruhende Fels steht noch immer das Kreuz mitten in den menschlichen Wirren; jenes Kreuz, welches Christus der Herr, von Geißelhieben ermattet, nach Golgatha hinanschleppte, unter dessen Wucht er fiel und an dem er unter dem Spotte höhnender Feinde verblutend das mit Dornen gekrönte heiligste Haupt senkte und verschied. Fest und unerschütterlich, wiederhole ich, erhebt sich dieses Kreuz trotz der zahllosen Axthiebe, welche die Bosheit und der Unglaube täglich darnach führen, und da die so erhabene

Geschichte dieses Kreuzes seit Jahrtausenden predigt, daß dem Heiligen stets der Sieg bleibe, so bitte ich die jungen Staatsbürger meines theuren Vaterlandes, ihre Blicke oft auf dieses Kreuz zu richten, denn es ist wahrhaftig der festeste Schild gegen die mit Gift getränkten Pfeile, die unabläßig von der Lüge und der Bosheit auf arglose Herzen abgedrückt werden. Im Schatten dieses Kreuzes nur ist Ruhe; ferne davon stürmt es und mancher, der fest zu stehen glaubt, fällt ungeahnet — plötzlich, denn die Hölle übt, wo Gott nicht schützt, eine furchtbare Macht, während dem Heiligen stets der Sieg bleibt, selbst wenn alle unreinen Geister sich zum Umsturze desselben verbänden.

Das beherziget wohl, Söhne Bayerns! lebet deßhalb nach den Gesetzen des heiligen Glaubens, pfleget den frommen Muth zur Abwehr drohender Gefahren und seid Unterthan euerem Landesherrn, sonst entäußert ihr euch verblendet eueres Werthes und zwar vor Gott, euerem guten Könige und dem Vaterlande.